Ökumenische
Bundesarbeitsgemeinschaft

Asyl in der Kirche

Asyl in der Kirche in Bewegung

Geschichten und Perspektiven zum 20-jährigen Bestehen der Ökumenischen Bundesarbeitsgemeinschaft Asyl in der Kirche e.V.

www.kirchenasyl.de

Asyl in der Kirche in Bewegung
Geschichten und Perspektiven zum 20-jährigen Bestehen
der Ökumenischen Bundesarbeitsgemeinschaft
Asyl in der Kirche e.V.

Impressum:
Ökumenische Bundesarbeitsgemeinschaft
Asyl in der Kirche e.V.
Heilig-Kreuz-Kirche
Zossener Str. 65, 10961 Berlin
E-Mail: info@kirchenasyl.de
Telefon: +49 (0)30 25 89 88 91
Fax: +49 (0)30 69 04 10 18
www.kirchenasyl.de

Lektorat und Redaktion:
Franziska Denker, Birgit Neufert, Hannah Reckhaus, Michael Westrich.

Layout:
Jörn Bensch - www.triagonale.de

Fotos:
epd-Nord/Julia Reiss (Titelbild und S. 94)
Juan Carlos Martínez (S. 18, 45, 59, 63, 80 und 86)
Birgit Neufert (S. 39 und 46)
Hannah Reckhaus (S. 12 und 28)
Doris Spiekermann-Klaas (S. 21)

Druck:
Saxoprint

Asyl in der Kirche in Bewegung

Geschichten und Perspektiven
zum 20-jährigen Bestehen
der Ökumenischen Bundesarbeitsgemeinschaft
Asyl in der Kirche e.V.

Gemeinsam

Vergesset nicht
Freunde
wir reisen gemeinsam

besteigen Berge
pflücken Himbeeren
lassen uns tragen
von den vier Winden

Vergesset nicht
es ist unsre
gemeinsame Welt
die ungeteilte
ach die geteilte

die uns aufblühen lässt
die uns vernichtet
diese zerrissene
ungeteilte Erde
auf der wir
gemeinsam reisen

Rose Ausländer

Vorwort

Asyl in der Kirche in Bewegung – das heißt: Asyl ist in Bewegung. Kirche ist in Bewegung. Und Asyl in der Kirche ebenso. Es ist viel passiert, seit vor 30 Jahren das erste Kirchenasyl in Deutschland gewährt und seit vor 20 Jahren die Ökumenische Bundesarbeitsgemeinschaft Asyl in der Kirche e.V. gegründet wurde. Die Texte, die in diesem Buch versammelt sind, geben Einblicke in die Kontexte, Dynamiken und Veränderungen, die das Kirchenasyl in diesen Jahrzehnten geprägt haben. Sie sind ein buntes Mosaik von Geschichten und Perspektiven, die so verschieden, vielschichtig und oft genug auch widersprüchlich sind wie die Bewegung, von der sie erzählen.

Im ersten Teil des Buches sind Geschichten zu lesen: Geschichten aus dem Leben, aus der Praxis, aus dem – vermeintlichen – Alltag. Sie werden erzählt von Menschen, die im Kirchenasyl leben oder gelebt haben, und von Menschen, die Kirchenasyl gewährt haben, einmal oder immer wieder. Sie werden erzählt von Schutzsuchenden, Nachbarinnen und Nachbarn, Kirchenmitgliedern, Pastorinnen und Pastoren. So unterschiedlich die Stimmen sein mögen, die wir hier hören – was die Autor_innen und ihre Texte verbindet, ist, dass sie nicht so sehr *über* Kirchenasyl schreiben, sondern *aus dem* Kirchenasyl. Es sind reale Momente, Orte, Begegnungen und Emotionen, die in Texte verwandelt wurden.

Im zweiten Teil werden Gedanken über die Entstehung und Entwicklung von Kirchenasyl geäußert, über die Ideen, die hinter der Praxis des Kirchenasyls stecken, über den politischen und gesellschaftlichen Kontext, in dem Kirchenasyl praktiziert wird, über Träume und Hoffnungen, Herausforderungen und Fragen. Manche dieser Fragen werden beantwortet, viele bleiben offen. Und so ist dieses Buch ein Versuch zu beschreiben, ohne alles zu erklären; Fragen aufzuwerfen, ohne alles zu beantworten, und gerade dadurch Gedanken und Diskussionen anzuregen.

Möge es allen Lesenden eine Ermutigung sein, voneinander und miteinander zu lernen, weiterzudenken und weiterzumachen. Und mögen Asyl, die Kirche und Asyl in der Kirche auch in den kommenden Jahrzehnten in Bewegung bleiben.

Birgit Neufert
Ökumenische Bundesarbeitsgemeinschaft Asyl in der Kirche e.V.

Berlin, im August 2014

Inhaltsverzeichnis

5 Vorwort
Von Birgit Neufert

8 Grußworte zum Geburtstag der Ökumenischen Bundesarbeitsgemeinschaft Asyl in der Kirche e.V.

8 *Von Nikolaus Schneider, Vorsitzender des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD)*

10 *Von Kardinal Marx, Vositzender der Deutschen Bischofskonferenz*

12 Kirchenasyl: Geschichte(n). Erzählen.

13 „Ich habe so oft am Fenster gestanden und die Autos gezählt.“ Ein Gespräch über Kirchenasyl
Von Hilal Reza und Franziska Denker

17 „Ich weiß, dass ich meine Geschichte nie vergessen werde.“ An der Seite einer syrischen Familie im Kirchenasyl
Von Birgit Dušková

21 „Sie dürfen sich jetzt küssen“
Von Elisa Simantke

26 „Wenn sie versuchen, eine Familie zu sein, dann können sie es schaffen.“
Von Yasin Dayan und Franziska Denker

29 Die Not einer Familie: Wie eine Gemeinde einer afghanischen Familie Kirchenasyl gewährt
Von Nathalie Nad-Abonji

33 Muslime finden Schutz hinter kirchlichen Mauern
Von Charlotte Schulze

37 Eine kalte Nacht in Markkleeberg. Miterlebtes und Gedanken dazu
Von Erika Taube

39 Sätze aus dem Alltag, der kein Alltag ist
Eine kleine Collage

42 Ihr wisst doch, wie es einem Fremden zumute ist?
Von Bernd Göhrig

43 Kirchenasyl als Gemeinschaft: Was wir im Kirchenasyl gelernt haben
Von der Kommunität Imshausen

46 Kirchenasyl in Bewegung: Perspektiven. Weiter denken.

47 Hoffnung wo Verzweiflung droht. Die Gründung der Ökumenischen Bundesarbeitsgemeinschaft Asyl in der Kirche vor 20 Jahren
Von Wolf-Dieter Just

56 Die Kraft des langen Atems
Von Heribert Prantl

60 Brot & Rosen – Ein Haus der Gastfreundschaft: Hoffnungsort oder Abstellgleis?
Von Dietrich Gerstner

62 Dein Name ist mir nicht gleichgültig. Gedanken zu Jesaja 43,1-6
Von Verena Mittermaier

70 Wo kämen wir denn hin? – Zukunftsvisionen von Kirchenasyl
Von Fanny Dethloff

72 Kirchen. Asyl. Und eine Gemeinde, die außer sich gerät
Von Christoph Keienburg

79 Sein wie die Träumenden – Ein Traum von Kirche als a-sylon
Von Dietlind Jochims

83 „Zuflucht ist ein menschliches Wesen“
Oder: Die stille Radikalität des Kirchenasyls
Von Birgit Neufert

87 Jenseits des Widerstands: Kirchenasyl als Erkenntnisort
Von Michael Westrich

91 Kirchenasyl: Neue Fragen, neue Antworten?
Von Bernd Mesovic

Grußworte

Zum Geburtstag der Ökumenischen Bundesarbeitsgemeinschaft Asyl in der Kirche e.V.

Grußwort von Nikolaus Schneider,
Vorsitzender des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD)

20 Jahre Ökumenische Bundesarbeitsgemeinschaft Asyl in der Kirche – das sind zwei Jahrzehnte Hoffnung gegen alle Hoffnungslosigkeit, zwei Jahrzehnte ehrenamtlicher Einsatz für diejenigen, bei denen scheinbar alle Hoffnung verloren war, zwei Jahrzehnte gelebte christliche Nächstenliebe und Gastfreundschaft.

Ob Flüchtlinge, deren Asylverfahren nicht zum erhofften Schutz geführt hat oder langjährig Geduldete, die nach vielen Jahren in Deutschland plötzlich vor einer Abschiebung stehen: Immer wieder, wenn aufenthaltsrechtlich nichts mehr geht und bei einer zwangsweisen Abschiebung mit erheblicher Gefahr für Leib und Leben zu rechnen ist, kommt das Kirchenasyl ins Spiel. Dann braucht es mutige Christenmenschen, die sich anrühren lassen von den Lebensgeschichten hinter den „Fällen“ und die in ihren Gemeinden einen besonderen Schutz anbieten. Im Idealfall treffen Kirchenvorstände vorausahnend schon eine entsprechende Grundsatzentscheidung und engagierte Gemeindeglieder erklären sich bereit, im Notfall die Versorgung und Betreuung der Betroffenen zu übernehmen. So schafft Kirchenasyl einen echten Freiraum. Freiraum für Betroffene zum Durchatmen und Freiraum für Unterstützerinnen und Unterstützer, um einen Sachverhalt noch besser darzustellen oder andere Wege zu finden, für die Anliegen der Betroffenen einzutreten, bevor eine drohende Abschiebung nicht umkehrbare Realität wird.

Dabei ist die Idee eines Asyls in sakralen und besonderen kommunalen Räumen schon älter als das Christentum. Bereits die hebräische Bibel kennt eine besondere Friedensfrist, die einsetzt, wenn etwa ein Flüchtling einen Altar berührt. Dann wird die Verfolgung ausgesetzt und Zeit gewonnen, um eine Lösung für den akuten Notfall zu finden. Der Gegenwart Gottes im Heiligtum wird eine heilende Wirkung zugesprochen.

Heute gilt zwar ein besonderes Recht für kirchliche Räume nicht mehr. Dennoch gehört der Schutz von Menschen vor Lebensgefahr weiterhin zum kirch-

lichen Kernauftrag. Und angesichts der steigenden Zahlen von Asylanträgen und so genannter „Dublin-Fälle“, bei denen eigentlich ein anderer EU-Mitgliedstaat mit oft menschenunwürdigen Verhältnissen in Lagern oder Häusern für den Asylantrag zuständig wäre, ist das auch bitter nötig. Die Bundesarbeitsgemeinschaft begleitet seit nunmehr 20 Jahren Flüchtlinge, engagierte Unterstützerinnen und Unterstützer und Kirchengemeinden durch konkrete Hilfestellung und Beratung.

Dem „Kirchenasyl“ wurde und wird der Vorwurf gemacht, es sei Ausdruck mangelnden Respekts vor den rechtsstaatlich getroffenen Entscheidungen von Verwaltungen und Gerichten. Die vergangenen Jahre haben dagegen gezeigt, dass das Kirchenasyl dem Rechtsstaat dient. Von 45 beendeten Kirchenasylen in 2013 kam es bei 43 Fällen zu Revisionen der Entscheidungen – welch ein Wohl und Segen für die betroffenen Menschen, aber auch für unsere Gesellschaft!

Daher danke ich im Namen des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) der Ökumenischen BAG Asyl in der Kirche für ihren unermüdlichen Einsatz und wünsche ihrer Arbeit weiterhin Gottes reichen Segen!

Dr. h.c. Nikolaus Schneider
Vorsitzender des Rates der EKD

Grußworte

zum Geburtstag der Ökumenischen Bundesarbeitsgemeinschaft Asyl in der Kirche e.V.

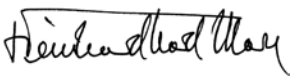
Grußwort von Reinhard Kardinal Marx,
Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz

Christen ist aufgetragen, die „Zeichen der Zeit“ zu erkennen (Matthäus 16,3). Kein Zweifel: Die weltweite Migration ist ein Zeichen unserer Zeit. Menschen machen sich auf den Weg. Oft freiwillig und ohne, dass dies in ihrer alten Heimat oder im Aufnahmeland zu Problemen führt. Nicht selten aber auch unfreiwillig – getrieben von dem Wunsch, Verfolgung, Krieg oder aussichtsloser Armut zu entkommen.

Kein wohlhabendes Land kommt heute um die Frage herum, wie viele Menschen es aufnehmen soll, die den erbärmlichen Verhältnissen in ihrer Heimat den Rücken gekehrt haben. Oft hat man es mit einer Gratwanderung zu tun. Denn eine sehr große Zahl von Zuwanderern kann die Aufnahmegesellschaften vor erhebliche Probleme stellen. Andererseits aber müssen in jedem Falle diejenigen Aufnahme finden, die an Leib und Leben bedroht sind. Wer sich ihnen gegenüber gleichgültig zeigt, wird seiner moralischen Verantwortung nicht gerecht. Das deutsche Recht ist darum bemüht, diese Gratwanderung zu bestehen. Rechtsstaatliche Normen und Verfahren sollen sicherstellen, dass Asyl erhält, wer eine Verfolgung aus politischen, rassistischen oder religiösen Gründen glaubhaft machen kann.

Und dennoch gibt es immer wieder Fälle des so genannten „Kirchenasyls“. Kirchengemeinden oder Ordensgemeinschaften nehmen abgewiesene Asylbewerber bei sich auf. Sie sind zu der Überzeugung gelangt, dass in diesem konkreten Fall die staatlichen Regelungen einen Mensch nicht vor Verfolgung, Folter oder gar Tod bewahren. Oft führt dies dazu, dass Anträge noch einmal überprüft werden und eine andere rechtlich tragfähige Lösung als die Abschiebung gefunden wird. Weit davon entfernt, den Rechtsstaat infrage zu stellen, können Kirchenasyle also einen Beitrag dazu leisten, das oberste Ziel des Rechts zu verwirklichen: den Schutz der Menschenwürde. Das Instrument des Kirchenasyls setzt den Respekt vor dem Recht immer voraus. Es kann nur in sehr sorgsamer und verantwortlicher Weise angewandt werden.

Die Ökumenische Bundesarbeitsgemeinschaft Asyl in der Kirche unterstützt seit 20 Jahren diejenigen, die sich mit solcher Motivation für Flüchtlinge einsetzen. Dafür bin ich dankbar. Denn gelebte Solidarität mit Flüchtlingen ist in unserer Zeit ein unverzichtbares Merkmal von Kirche- und Christsein. Für alle, die in dieser Arbeit engagiert sind, erbitte ich den Segen Gottes.



Reinhard Kardinal Marx
Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz

Kirchenasyl: Geschichte(n). Erzählen.

»Ich habe so oft am Fenster gestanden und die Autos gezählt.«

Ein Gespräch über Kirchenasyl

Von Hilal Reza und Franziska Denker

„Ich habe so oft am Fenster gestanden und die Autos gezählt. […] Wenn ich nachts nicht schlafen konnte, habe ich die ganze Zeit die Autos gezählt", erzählt die 40-jährige Hilal Reza. Sie ist Kurdin, kommt aus der Türkei und hat zwei Jahre im Kirchenasyl verbracht. Im Gespräch mit Franziska Denker berichtet sie über die Zeit im Kirchenasyl.

Wusstest Du vorher, was Kirchenasyl ist?

Nein, ich habe nicht gewusst, dass es eine Kirche gibt, die so etwas macht. Ich habe gehört, dass Kirche manchmal Leuten hilft, aber konkret über Kirchenasyl wusste ich nichts. Bevor ich nach Deutschland kam, war ich lange in Belgien. Seit 1991 bin ich in Deutschland. Zwischendurch bin ich zurück in die Türkei gegangen und war danach auch erst wieder in Belgien. Das ist meine Geschichte. Aber ich wusste nichts darüber, dass es so etwas wie Kirchenasyl gibt. Ich hatte viele Probleme mit meiner Familie, so dass ich nicht in Belgien bleiben konnte. Ich war sehr traurig, wegen des vielen Streitens, ich hatte so viel Stress. Meine Schwester hat mir gut zugeredet, dass ich es schon schaffen würde mit der Familie. Ich habe gesagt, dass ich nicht glaube, dass ich es schaffen könnte und dass ich da weg müsste. Oder ich würde mich umbringen. Meine Cousine hat erzählt, dass es so etwas wie Kirchenasyl gibt und dass man Fanny Dethloff[1] fragen kann. Aber ich war so durcheinander. Ich habe gesagt, dass ich glaube, dass wir so etwas nicht schaffen. Im August 2011 habe ich dann Fanny kennengelernt. Sie hat gesagt, dass es da so ein Haus gäbe. Wenn ich wollte, könnte ich da wohnen. Ich habe gesagt, dass das nicht so einfach ginge. Ich habe nichts gewusst. Ich habe nicht geglaubt, dass mir jemand hilft. Ich habe vorher nie Hilfe bekommen. Immer haben die Leute mich hin und her geschoben. In dieser Zeit war ich sehr traurig. Fanny hat gesagt, dass wir es schaffen, aber dass es zwei bis vier Jahre dauern könnte. Ich habe gesagt, dass ich mein Leben lang gewartet habe und nun noch weitere vier Jahre? Ich habe nichts gehabt, nur viele Probleme. Aber

1 Fanny Dethloff war bis August 2014 die Beauftragte für Migrations-, Asyl- und Menschenrechtsfragen Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland (Nordkirche).

dann habe ich zugestimmt, weil ich keine Wahl hatte. Das erste Mal, als ich in dieses Haus kam, war es für mich ein Kulturschock „Kurdisch-Deutsch“. Ich habe gesagt, dass ich es nicht schaffe. Ich habe die ganze Zeit geweint. Viele Leute haben mir geholfen, viele haben mit mir geweint, viele haben mit mir gelacht. Mein Deutsch war nicht gut. Deswegen war es am Anfang ganz schwer. Aber Gott sei Dank ist alles gut gegangen. Ich möchte sagen, dass das mit dem Kirchenasyl etwas ganz Liebes und Schönes ist.

War es dann so wie Du es Dir vorgestellt hast?
Nein. Ich dachte am Anfang, alles sei eine Lüge. Ich hatte kein Vertrauen. Aber Fanny hat immer wieder gesagt, dass wir das schaffen würden. Und am Ende haben wir es geschafft.

Hat Dir vorher eine bestimmte Information besonders geholfen? Oder hat etwas gefehlt? Wurde Dir vorher irgendwas nicht gesagt? Sodass Du später dachtest, hätte ich es bloß nicht oder anders gemacht?
Nein ich hatte vorher gar keine Informationen. Ich war keine freie Person, die hingehen konnte, wohin sie wollte. Ich wurde mein Leben lang unterdrückt. Aber hier wurde es dann anders. Ich kann hingehen wo ich möchte. Das ist in den drei Jahren ganz was anderes geworden.

Was bedeutet Kirchenasyl für Dich?
Für mich ist es ganz, ganz gut. Ich hoffe es wird weitergemacht, sodass viele Leute geschützt werden können. Ich möchte, dass kein Mensch auf der Welt illegal leben muss. Kirche macht ihre Sache sehr gut. Ich hoffe, dass es weitergeht und, dass es noch mehr davon gibt.

Und diese Zeit im Kirchenasyl, wie hast Du das erlebt? Als noch nicht klar war, dass alles gut wird?
Ich habe jeden Tag gewartet, was passiert. Ich habe jede Nacht und jeden Tag gezählt. Was wird passieren? Ich habe so oft am Fenster gestanden und die Autos gezählt. Das ist wie bei einem Kind, aber ich habe es so gemacht. Wenn ich nachts nicht schlafen konnte, habe ich die ganze Zeit die Autos gezählt.

Empfindest Du diesen Ort als Dein Zuhause?
Ja. Meine Mama sagt, dass doch bei ihnen auch mein Zuhause sei. Das verneine ich und sage, dass ich jetzt zu mir nach Hause gehen müsse. Jede Person hier ist etwas anderes für mich. So wie ein Bruder oder eine Schwester. Gott sei Dank, bis jetzt hatten wir keine Probleme.

Gibt es überhaupt einen Alltag, wenn man im Kirchenasyl ist?
Nein, ich glaube einen richtigen Alltag gibt es nicht. Die Leute haben am Anfang immer gesagt, dass ich spazieren

gehen und mich bewegen soll. Das wäre gut. Dass man nicht arbeiten darf, ist sehr schlimm. Aber alleine raus gehen konnte ich erst nicht, da ich sehr große Angst hatte. Ich bin irgendwann dann doch zweimal in der Woche in einen Deutschkurs gegangen. Und ich bin dann auch Bus gefahren. Ich hatte große Angst. Die anderen haben immer zu mir gesagt, dass ich aufpassen soll, dass ich nie ohne Ticket fahre. Aber glücklicherweise habe ich hier immer eine Fahrkarte bekommen. Und ich hatte bis jetzt keine Probleme. Ich mache bis heute noch eine Therapie. Am Anfang habe ich auch da viel Angst gehabt. Immer wenn ich in der U-Bahn saß und die Polizei kam, da hatte ich solche Angst. In dieser Zeit dachte ich immer, dass mein Herz kaputt geht. Gott sei Dank ist alles okay. Die Therapie hat mir sehr geholfen. Oft sind es die Jungs [die auch hier im Kirchenasyl sind; Anm. F.D.], die eher nachts raus gehen. Das sollten sie nicht machen, das ist nicht gut.

Aber es ist doch auch nicht einfach, immer im Haus zu sein, oder? Ich kann es mir nicht richtig vorstellen, dass man das Haus nicht verlassen darf und alle mir sagen, dass sie nicht wissen, wie lange es noch dauern wird.

Als ich gehört habe, dass es 3 Jahre dauern kann, dachte ich: „Oh je, das ist so lange." Aber wir haben viele Sachen hier gemacht. Wir spielen gerne Spiele, manchmal ist der ganze Tisch voll und alle spielen zusammen. Wir helfen uns immer gegenseitig. An fünf Tagen in der Woche wird gekocht. Mittag- oder Abendessen. Wir haben einmal die Woche ein Haustreffen. Dort sagt jeder, der Lust hat, wann er kochen möchte. Manchmal kann ich auch bei anderen Dingen helfen, wie zum Beispiel am Kirchentag.

Es gibt also immer internationales Essen?

Ja.

Es ist hier schon eine besondere Gemeinschaft. Wie findest Du das? Hat es Dir geholfen? Ist es manchmal anstrengend?

Bis jetzt war es nicht anstrengend für mich. Wir sind ungefähr 20 Leute. Manchmal sind wir hier auch 40 Leute. Und wir bekommen oft Besuch.

Findest Du das schön?

Oh ja, ich komme auch aus einer so großen Familie. Deswegen ist es für mich kein Problem. Obwohl wir mit verschiedenen Kulturen zusammenleben, ist bis jetzt Gott sei Dank noch nie etwas passiert.

Gefällt Dir das besser als in anderen Kirchenasylen, wo die Leute oft alleine sind?

Ja. Ich finde das überhaupt nicht gut, wenn jemand alleine im Kirchenasyl ist. Mit anderen Leuten ist es besser, besonders wenn die Person Stress hat. Es

ist wichtig zu reden und andere zu sehen. Als ich gekommen bin, hatte ich so viel Stress. Es ist so wichtig, dass einem dann so geholfen wird.

Hast Du hier Dein eigenes Zimmer?
Ja. Ich habe eins alleine. Aber mein Zimmer ist für mich kein Zimmer. Es ist mehr wie eine Etage oder ein Haus für mich. Und ich liebe mein Zimmer. Wenn es dann doch alles einmal zu viel ist, kann man in sein Zimmer gehen, die Tür zu machen und die Ruhe genießen. Jeder möchte gerne mal seine Ruhe haben. Nach einiger Zeit würden die anderen aber gucken kommen, ob es mir gut geht.

Gibt oder gab es eine Situation oder ein Erlebnis, welches besonders schön war?
Ja, als ich meinen Aufenthalt bekommen habe. Ich habe mich schick und fein gemacht, viele Leute kamen, wegen meiner Aufenthaltserlaubnis. Wir haben gefeiert.

Gab es einen Brief oder wie hast Du es erfahren?
Nein. Ich war donnerstags bei Fanny. Ich habe sie gefragt: „Fanny, wie lange noch? Nach zwei Jahren, wie lang soll es denn noch dauern?“ Sie konnte mir keine richtige Antwort geben. Zu ihr habe ich nichts gesagt, aber ich dachte: „Oh je, noch länger? Ich habe mein Leben lang nur gewartet.“ Freitagabend, einen Tag später, am Abend, saßen wir beim Essen. Fanny rief an. Fanny hat gefragt: „Hilal, wo bist Du?“ Ich habe gesagt: „Ich bin in der Küche.“ Sie hat gesagt: „Nimm Dir einen Stuhl.“ Ich sagte: „Na gut.“ – ich dachte, dass es eh wieder eine negative Antwort ist. Fanny sagte: „Setz Dich und höre mir zu.“ Ich sagte aufgeregt: „Okay, was ist passiert?“ Fanny hat gesagt: „Wir haben es geschafft!“ Dann hat sich in meinem Kopf alles bewegt. Ich habe das Handy an meinen Mitbewohner gereicht und gesagt: „Nimm Du, ich weiß nicht was das ist!“ Er hat gefragt: „Was ist denn passiert?“ Und ich antwortete: „Ich weiß es nicht. Fanny ist da dran.“ Erst war es ganz schlimm für mich, aber dann sehr schön. Jeder ist gekommen und hat mir gratuliert. Zwei Tage habe ich gebraucht, bis ich es glauben konnte. Ich wünschte, jede Person könnte sowas bekommen.

Was hast Du während des Kirchenasyls gelernt? Was konntest Du mitnehmen?
Ich werde nie vergessen, was ich im Kirchenasyl gehabt habe. Und die Hilfe jedes Einzelnen werde ich auch nie vergessen. Tausend mal Danke. Für jedes gute Wort und jeden Brief. Tausend mal Danke, an alle die mir geholfen haben.
Ich hoffe, dass es immer so weiter geht. Ich hoffe, dass kein Mensch illegal leben und ohne Schutz bleiben muss.

Was wünschst Du Dir heute?
Meine Wünsche sind nicht viele. Ich wünsche den Menschen Freiheit ohne

Krieg. Wenn ich sehe, wie viele Menschen in Syrien und woanders gestorben sind, ist das eine traurige Sache. Geld und solche Sachen kommen wieder. Die kommen immer. Aber so Sachen wie Krieg usw. sind nicht einfach, Krieg ist nicht gut. Ich wünschte, dass die Kriege aufhören würden.

»Ich weiß, dass ich meine Geschichte nie vergessen werde.«

An der Seite einer syrischen Familie im Kirchenasyl

Von Birgit Dušková

Die Erfahrungen von Heimatverlust und Flucht haben sich tief eingeschrieben in die Geschichte der Familien Darwish und Al Nabahin. Yasser Al Nabahin wurde als Sohn einer palästinensischen Flüchtlingsfamilie in Homs, Syrien geboren. Rula Darwishs Vater, Ibrahim Darwish, war aktiv in der politischen Opposition in Syrien und musste mit seiner Familie nach Deutschland fliehen. Es gelang ihm, seine Frau Fatima und seine Söhne nachzuholen. Rula Darwish, die älteste Tochter, blieb noch eine Zeit lang in Syrien, hatte aber aufgrund der politischen Aktivitäten ihres Vaters nicht mehr die Möglichkeit, ihr Studium zu beenden. Sie heiratete Yasser Al Nabahin und ging mit ihm nach Saudi Arabien. Yasser Al Nabahin fand eine gute Arbeit und mit viel Fleiß gelangten sie zu einigem Wohlstand. Die Kinder kamen auf die Welt: Sara, Lin – die beiden Töchter – und dann Ejas und Omar – die Söhne. Das Leben der Familie wandelte sich jedoch schlagartig, als bei Yasser Multiple Sklerose diagnostiziert wurde. Da er nicht mehr arbeiten konnte, fehlte nun das Geld, um den saudischen Bürgen zu bezahlen, dessen Bürgschaft die Grundlage für die Aufenthaltserlaubnis in Saudi Arabien bildete. Aufgrund seiner Erkrankung war es ihm auch nicht mehr möglich Auto zu fahren. In anderen Ländern hätte in diesem Fall die Ehefrau einspringen können, die saudischen Gesetze untersagen es Frauen jedoch einer bezahlten Arbeit nachzugehen, Auto zu fahren oder sich ohne männlich-familiäre

Begleitung außerhalb des Hauses zu bewegen. Als fast alle Ersparnisse aufgebraucht und die Aufenthaltserlaubnis abgelaufen war, musste die Familie Saudi Arabien verlassen. Der Zeitpunkt konnte jedoch nicht ungünstiger sein. Der Bürgerkrieg in Syrien hatte begonnen und von Anfang an war Homs, die Heimatstadt von Rula Darwish und Yasser Al Nabahin, besonders betroffen. Die meisten Verwandten waren selbst schon auf der Flucht, innerhalb Syriens oder bereits in der Türkei. Es gab keinen Ort mehr, wohin sie gehen konnten – nur noch eine Möglichkeit: den Weg nach Europa, nach Deutschland, zu den Eltern und Brüdern in Hamburg zu wagen. Die Familie ging in die Türkei und wartete hier auf die Gelegenheit einer Überfahrt nach Italien. Mit ihrem letzten Geld erkauften sie sich Plätze auf dem Unterdeck eines vollkommen überfüllten Schiffes nach Italien. Dort angekommen wurden sie von der italienischen Polizei in ein großes Flüchtlingslager gebracht. Rula nahm Kontakt zu ihren Eltern in Hamburg auf, woraufhin diese sich mit einem Mietwagen auf den Weg nach Süditalien begaben, um sie abzuholen. Als sie sich wiedersahen, dachten sie, dass nun alles gut werden würde. Doch dann kam es anders und ihre Geschichte in Deutschland begann. Bei Rosenheim wurde ihr Auto von der Polizei festgehalten. Die Eltern von Rula Darwish, Fatima und Ibrahim, kamen in Untersuchungshaft und wurden vom Gericht zu je einem Monat Gefängnis und einer hohen Geldstrafe verurteilt. Die Familie kam in eine Erstaufnahmeeinrichtung in München und wurde schließlich „umverteilt“ in eine

Gemeinschaftsunterkunft bei Denkendorf in Oberbayern. Hier hatte die Familie mit einer Vielzahl von Problemen zu kämpfen. Und eines Morgens stand dann die Bundespolizei vor der Tür und teilte der Familie mit, dass sie in wenigen Stunden nach Italien abgeschoben werden würden. Der Rechtsanwältin der Familie gelang es in letzter Minute, als die Familie schon am Flughafen stand, Widerspruch einzulegen. Nach dieser Erfahrung machte sich die Familie in großer Panik auf zu den Eltern nach Hamburg. Von da an galten sie als untergetaucht. Aus dieser Situation heraus kamen sie zu uns ins Kirchenasyl.

Fast ein Jahr nach Ende des Kirchenasyls sprechen Rula Darwish, ihre Mutter Fatima, die jüngste Tochter Lin noch einmal mit Birgit Dušková über diese gemeinsame Zeit:

Birgit Dušková: Könnt Ihr Euch noch an die Zeit erinnern, kurz bevor Ihr zu uns in die Gemeinde kamt?
Rula Darwish: Wir lebten die Tage davor in einem Wohnwagen im Wald, wir hatten unglaubliche Angst und konnten nicht mehr klar denken.

Birgit Dušková: Woran habt Ihr gedacht als Ihr dann in die Gemeinde kamt?
Rula Darwish: Ich wollte nur Sicherheit. Einmal in Ruhe schlafen können – ohne Angst! Ich habe gehofft, dass mein Mann wieder Medikamente bekommen kann, die er für seine Krankheit dringend braucht.

Fatima Darwish: Ich hatte vorher nie von so etwas wie einem Kirchenasyl gehört. Ich wusste gar nicht was das ist. Aber wir waren Fanny Dethloff damals sehr dankbar, dass sie uns auf diese Weise geholfen hat. Wir haben ihr vertraut. Ich habe Christen in meinem Freundeskreis und damals in Syrien hatten wir auch christliche Freunde. Wir waren uns daher sicher, dass wir mit den Menschen in der Gemeinde in einen guten Kontakt kommen. Ich habe dann gemerkt, dass meine Tochter, mein Schwiegersohn und meine Enkel in guten Händen sind, das hat mich sehr entlastet, dafür bin ich Euch dankbar bis heute.

Birgit Dušková: Rula, wenn Du jetzt zurückschaust, wie war es die ganzen Monate bei uns – in einer Kellerwohnung der Kirche untergebracht zu leben?
Rula Darwish: Ich kann mich erinnern, dass wir am Anfang sehr erschöpft waren, wir uns dann aber mit Eurer Hilfe langsam wieder ein Leben aufbauen konnten, das fast wie normal war. Die Jungs konnten in den Kindergarten gehen, die Mädchen zur Schule, mein Mann konnte zu einem Arzt gehen und zur Krankengymnastik. Wir sind in dieser Zeit stärker geworden und haben sehr viel gelernt. Wir haben angefangen Deutsch zu lernen mit einer Frau aus der Gemeinde. Wir haben viel über das Leben in Deutschland gelernt und Freundschaften schließen können. Die Zeit in der Gemeinde hat uns geholfen, nun auch mit den Menschen in dem Ort,

in dem wir jetzt leben, in einen guten Kontakt zu kommen.
Birgit Dušková: Genau das würde ich aber auch über mich und meine Gemeinde sagen. Wir haben ganz wunderbare Menschen kennengelernt. Eine ganze Reihe von Menschen haben richtige Beziehungen zu Euch aufgebaut und Ihr seid mit ihnen und mit mir bis heute in Kontakt. Und auch die in der Gemeinde, die nicht so unmittelbar involviert waren, haben gefühlt: Da passiert etwas ganz Wesentliches, da geht es um etwas. Mich persönlich hat am meisten beidruckt, wie gut es ging in dieser Zeit als Christen und Muslime zusammenzuleben. Ihr habt ja direkt unter dem Kirchturm gewohnt und ich habe miterlebt wie Yasser unten betete und oben schlugen die Glocken. Dieses Bild werde ich nie vergessen! Ich habe mich danach viel mehr als früher um den Kontakt zu den muslimischen Nachbargemeinden bemüht.

Birgit Dušková: Lin, was bedeutete für Dich die Zeit im Kirchenasyl?
Lin: Vor allem Sicherheit! Davor war alles eine einzige Katastrophe und mir ging es sehr schlecht. Nach ein paar Monaten in der Gemeinde ging es mir dann wieder besser. Am meisten habe ich mich dann gefreut, dass ich wieder eine Schule besuchen konnte. Damals in Saudi Arabien bin ich nicht so gerne in die Schule gegangen, aber hier war das auf einmal etwas ganz Tolles. Ich habe mich durch die Schule wieder ein bisschen normaler gefühlt, konnte weiter lernen und Freundinnen finden.
Birgit Dušková: Rula, gibt es etwas, was besonders schwierig war in dieser Zeit?
Rula Darwish: Ich habe mich bis zum Schluss sehr dafür geschämt, von Euch auch Geld annehmen zu müssen, aber es ging nicht anders. Wir hatten früher ein gutes Leben in Saudi Arabien und kannten vor der Erkrankung von Yasser keine finanziellen Sorgen. Die Flucht hat uns und meine ganze Familie auch finanziell sehr stark belastet.

Birgit Dušková: Gibt es etwas, das Euch bis heute bewegt?
Rula Darwish: Ich verstehe nicht, warum es uns nicht erlaubt war, in Europa zu unserer Familie zu gehen. Ich verstehe die „Dublin II"-Verordnung nicht, nach der wir in Italien hätten leben müssen. Ich verstehe es nicht. Ich möchte manchmal einfach nur laut aufschreien: Warum? Ich erfahre auch die Geschichten der anderen Flüchtlinge aus Syrien. Die kommen direkt aus dem Krieg! Eine Frau erzählte mir, wie sie im Gefängnis in Bulgarien waren. Ich verstehe es einfach nicht!
Lin: Ich weiß, dass ich meine Geschichte nie vergessen werde. Nie!

Die Familie Darwish-Al Nabahin lebte insgesamt 17 Monate in der Evangelisch-Lutherischen Kirchengemeinde St. Trinitatis in Hamburg-Harburg.

»Sie dürfen sich jetzt küssen«

Von Elisa Simantke

Dieser Artikel ist am 09.06.2013 in *Der Tagesspiegel* Nr. 21 712 veröffentlicht worden und wird hier mit freundlicher Genehmigung der Autorin erneut abgedruckt.

Sie liebten sich und lebten doch ständig in Angst. Weil er illegal in Deutschland war und die Abschiebung drohte. Die Geschichte von zwei Menschen, die an ihrem Glück einfach nicht zweifeln wollten. Abdul ist dünn geworden, der Ring sitzt zu locker. Una lacht und schiebt ihn ein bisschen höher. Dann dürfen die beiden sich küssen. Sie sind jetzt Mann und Frau, lachen, weinen, es fliegen Reis und Rosen. Die Familie fotografiert. Abdul und Una, er im schwarzen Anzug, sie im beigen Kleid, sind ein glückliches junges Paar aus Berlin. Doch die ganze Trauung über haben sie sich aneinander festgehalten, als könnte sie auch hier noch, im Standesamt von Ribnitz-Damgarten bei Rostock, jemand trennen wollen. Die Silberringe hat Una alleine ausgesucht. Anprobe für Abdul war vor drei Wochen in Abschiebehaft.

Im Gefängnis haben sie ihm erzählt, es könne jeden Tag passieren. Dass die Zellentür aufgeht und sie ihn ins Flugzeug Richtung Türkei setzen. In ein Land zurückschicken, an das der 28-jährige Kurde sich kaum erinnern kann, er ist in Deutschland aufgewachsen. Sie sagten, er solle sich damit abfinden, dass er nicht mehr zurück dürfe in seine Berliner Wohnung. Una hat ihn in diesen Tagen eine halbe Stunde besuchen dürfen mit den Ringen. Sie mussten sich gegenübersitzen und haben so geweint, dass der Aufsichtsbeamte es nicht ausgehalten hat. Da durften sie sich kurz umarmen.

Jetzt, da die kleine Hochzeitsgesellschaft in einem Ausflugslokal am Ostseestrand Fisch mit Bratkartoffeln bestellt und Una die hohen Absätze gegen Turnschuhe ausgetauscht hat, ist die Angst der letzten Tage, Wochen und Jahre kaum noch vorstellbar. Abdul schmiert dick Remoulade auf den Fisch, mehr als acht Kilo hat er in der Haft verloren. Er saß in Abschiebehaft, weil er endlich ein richtiges Leben in Deutschland wollte. Eins mit Familie und Arbeit. Weil er Bahn fahren können wollte, zum Arzt gehen, in die Disko, ein Auto kaufen. Jahrelang ging das nicht, er lebte mitten in Berlin und trotzdem durfte es

ihn nicht geben. Er war „illegal“. Erwischt worden ist er nie. Aber um heiraten zu dürfen, hat er sich gestellt.

Als Deutschland ihn das erste Mal loswerden will, ist Abdul 20 Jahre alt. Er lebt mit seiner Familie in der Gemeinde Wabern in Nordhessen. Sein Vater war 1994 aus der Türkei geflohen und hatte die Familie später nachgeholt. Sein Onkel war Mitglied der kurdischen Arbeiterpartei PKK. Abduls Vater sagt aus, deshalb mehrmals verhaftet und gefoltert worden zu sein. Auch andere Teile der Familie schaffen es nach Deutschland, sie werden als politisch verfolgt anerkannt. Nur Abdul, seine Geschwister und Eltern landen in Hessen, ihr Asylantrag wird abgelehnt. Die Familie wird aber weiter geduldet.

Elf Jahre lebt sie in dem hessischen Dorf. Weil Abdul besser Deutsch spricht als seine Eltern, kümmert er sich als ältestes von sieben Geschwistern um die Papiere. Mal bekommt die Familie eine Duldung für drei Monate, mal für sechs, mal nur für ein paar Wochen. Abdul spielt im Fußballverein TSV 1900 Wabern, ist Schülersprecher und viele seiner Freunde wissen gar nichts vom Status der Familie. Warum auch? Die Familie gilt im Dorf als „bestens integriert“, so steht es später in Zeitungsartikeln. Abdul hat eine Ausbildungsstelle bei VW in Baunatal sicher.

Doch der 4. Oktober 2005 reißt die Familie auseinander. Frühmorgens klingeln die Beamten, der Vater wird gemeinsam mit vier Kindern in die Türkei abgeschoben. Eine Schwester liegt gerade im Krankenhaus, wird operiert. Deshalb dürfen sie und die Mutter bleiben, dazu noch die älteste Schwester als Dolmetscherin. Und Abdul? Der ist an diesem Morgen nicht zu Hause. Er hat bei Freunden übernachtet. So beginnt sein Leben in der Illegalität.

Abdul versteckt sich bei Verwandten in der Nähe seines Dorfs. „Ich wusste nicht wohin, Hessen war ja mein Zuhause“, sagt er heute. „Am Anfang habe ich auch gehofft, dass schnell alles gut wird.“ In den Medien ist die Abschiebung der Familie mehrere Monate lang ein großes Thema. Der „Stern“ besucht die Geschwister sogar bei der Großmutter in der Türkei, sie leben dort in großer Armut. In Deutschland stellen sich Nachbarn mit Protestplakaten vor das Haus der Familie, Politiker schalten sich ein, Petitionen werden gestellt, die Härtefallkommission tagt. Doch an der Entscheidung ändert das nichts.

Gegen Abdul gibt es einen Haftbefehl. Wenn er erwischt wird, wird er sofort abgeschoben und darf dann mehrere Jahre nicht mehr nach Deutschland einreisen. In der Türkei müsste er sofort zum Militär. Noch heute fängt Abdul an zu schwitzen, wenn er über seine Angst vor der Abschiebung reden muss. Seine Erinnerungen an die Türkei sind die eines neunjährigen Kindes: Er musste mit ansehen, wie sie seinen Vater holten, die Straßen waren voller Panzer. Niemals will er zurück.

In Wabern aber kann er auch nicht bleiben, hier kennt ihn jeder, zu groß ist die

Gefahr, dass irgendwer irgendwann der Polizei einen Tipp gibt. Er hat einen Cousin in Ribnitz-Damgarten, der holt ihn ab. Von seinem alten Leben kann er nur eine Reisetasche voll Kleidung mitnehmen.

An der Ostsee begegnet Abdul wenige Monate später Una zum ersten Mal. Sie ist 2006 gerade mal 16 Jahre alt, in dem kleinen Ort aufgewachsen und geht noch zur Schule. Er ist 21, jobbt in Eisdielen und Dönerläden. Sie fahren mit Freunden einen Abend nach Rostock. Sie findet ihn prollig, er findet sie kindisch.

Die kommenden Jahre schlägt Abdul sich irgendwie durch, oft ist er verzweifelt. 2009 hört er von Kirchengemeinden, die helfen können, zurück in die Legalität zu finden. Er fährt nach Berlin und trifft dort Jörg Passoth, einen evangelischen Pfarrer. Der hat vor 30 Jahren „Asyl in der Kirche“ mitbegründet, ist Anfang 70 und verspricht seiner Frau seit Jahren, dass das nächste Kirchenasyl nun wirklich sein letztes sei. Und macht doch weiter. So ist es auch, als er Abdul trifft und beschließt, ihm zu helfen. Abdul zieht nach Berlin.

Die Wohnung, in der Jörg Passoth Abdul unterbringt, gehört zur Samaritergemeinde in Friedrichshain-Kreuzberg. In Deutschland leben 2013 etwa 64 Menschen in Kirchenasyl. Mitglieder der Gemeinde gründen mit Pfarrer Passoth für Abdul einen Unterstützerkreis. Jeder gibt im Monat zehn Euro, so können sie ihm die Wohnung, Kleidung und Essen bezahlen. Das Wichtigste aber ist: Sie schützen ihn vor den Behörden, verhandeln für ihn. Die Polizei stürmt in Deutschland keine Kirchen mehr, deshalb sind Flüchtlinge dort sicher – obwohl das Kirchenasyl keine rechtliche Grundlage hat.

An den Wochenenden fährt Abdul regelmäßig zurück an die Ostsee, in Berlin kennt er keinen, in Rostock hat er Freunde. Die aber sind so, wie junge Männer sind: Sie gehen in die Disko, trinken Alkohol und fahren gerne schnell. Für Abdul ist das alles gefährlich, jederzeit könnte er kontrolliert werden. Einen Abend geht er trotzdem mit. In der Rostocker Diskothek „Fun“ trifft er Una, die beiden haben sich vier Jahre nicht gesehen. In seiner Hochzeitsrede wird Abdul später sagen: „Sie sah so gut aus, ich dachte, da musst Du dranbleiben.“ Una kichert und sagt: „Dabei sah ich damals ganz künstlich aus, blond gefärbt, Plastikfingernägel und so.“ Una und Abdul tauschen Handynummern aus.

Abdul lädt Una zum Frühstück in die Stadtbäckerei ein. Eine Woche lang, jeden Morgen. Sie reden viel, aber Abdul erzählt nicht gern von sich, das fällt ihr schnell auf. Am Ende der Woche fragt sie ihn: „Wieso kannst Du eigentlich kein Auto fahren?“ Da erzählt er es ihr, weil er verliebt ist, weil er ihr irgendwie vertraut: „Ich bin illegal in Deutschland.“ Sie lacht, denkt erst, es sei ein Scherz. Und lässt sich dann mit ihm auf ein neues Leben ein.

Am Anfang pendelt Abdul zwischen der Wohnung in Berlin und Unas Wohnung in Ribnitz. Es sind ihre ersten verliebten Monate. Er geht bei Unas Familie aus und ein, auch wenn die noch nichts von sei-

nen Problemen weiß. Una lernt, was es heißt, Geheimnisse zu haben.

Una folgt Abdul nach Berlin. In der kleinen Flüchtlingswohnung ist nicht mal Platz für ihre Möbel. Doch Pfarrer Passoth hat es geschafft, eine Ausbildungsstelle für Una und Abdul als Krankenpfleger zu finden. Die Schule hat Abdul aufgenommen, obwohl er weder Prüfungen schreiben noch im Krankenhaus arbeiten darf. Für die Prüfungen müsste er für die Behörden existieren, fürs Pflegen bräuchte er eine Versicherung. Aber die ersten Monate kann er mitlernen. Alle haben nun das Gefühl, dass es vorwärtsgeht. Abdul und Una wollen heiraten.

Doch ein gutes Jahr später sitzen die beiden bei Jörg Passoth auf dem Sofa und sind kurz davor, sich zu trennen. Sie können einfach nicht mehr, das Leben ist hart, wenn es einen von beiden nicht geben darf. Abduls Klasse schreibt gerade ihre Prüfungen, er muss zu Hause sitzen. Anders als in Rostock sind in Berlin viele Strecken zu weit zum Fahrradfahren. Die Bahn aber ist gefährlich für Abdul, er hat zwar immer ein Ticket, aber trotzdem Angst vor Kontrollen. Er spricht kaum mehr, bekommt Panik. Ein Gutachter bescheinigt ihm ein Trauma, die ganze Angst vor der Abschiebung bricht aus ihm heraus. Una und Abdul müssen raus aus der Flüchtlingswohnung, andere brauchen den Platz. Una trägt schwer an der Verantwortung. Sie finanziert zwei Menschen mit ihrem Ausbildungsgehalt und muss alleine auf Wohnungssuche gehen, nicht mal auf dem Klingelschild darf Abduls Name stehen. Ihre Hochzeit, einmal eine romantische Idee, ist zum bürokratischen Akt geworden, den sie ständig mit den Helfern besprechen und planen müssen. In dieser Zeit streiten sie viel.

Una weiß heute noch, was der Pfarrer am Ende des Gesprächs gesagt hat. „Wirklich glauben heißt auch, an etwas zu glauben, das man noch nicht sehen kann." Er bringt sie dazu, richtig miteinander zu reden. Über Dinge, die schlecht laufen, aber eben auch über Dinge, die sie freuen. Und tatsächlich: Als Una endlich eine Wohnung findet, da geht es ihnen besser. Una stellt Kerzen und Bilder der Familien auf, sie schauen abends zusammen Fernsehen. Das ist es, was sie wollen: zusammen sein. Aber das soll endlich auch auf dem Papier stehen.

Wenn Una und Abdul verheiratet sind, dann hat er ein Recht auf eine Aufenthaltserlaubnis. Aber heiraten kann ein Ausländer in Deutschland nur mit einem gültigen Stempel im Reisepass. Und Abduls Pass liegt seit dem Abschiebeversuch vor acht Jahren bei der Ausländerbehörde in Hessen. Um ihn wiederzubekommen, muss Abdul sich stellen. Gemeinsam mit Pfarrer Passoth fährt er nach Hessen. Sie hoffen auf eine Duldung, weil er einen Ausbildungsplatz hat, weil er freiwillig kommt und weil er jemanden hat, der ihn heiraten will. Doch als sich die Männer bei der Ausländerbehörde vorstellen, sieht der Mitarbeiter auf seinem Bildschirm den Haftbefehl und ruft die Polizei. Abdul

wird verhaftet. Ihn erwarten ein Strafverfahren, weil er sich illegal in Deutschland aufgehalten hat, und die Abschiebung.

Die Polizisten bringen Abdul in die Justizvollzugsanstalt Gießen. Er hat sich zwar vorgenommen, ruhig zu bleiben, aber als die Zelle abgeschlossen wird, da packt ihn die Angst. Kein Psychologe oder Sozialarbeiter hilft ihm. Eine Woche sitzt Abdul in der Zelle, dann wird er dem Richter vorgeführt. Das Strafverfahren wegen illegalen Aufenthalts endet mit 90 Sozialstunden, Abdul bleibt damit ohne Vorstrafe. Die Abschiebung droht trotzdem.

In Berlin geht Una zum Standesamt. Es gibt eine Chance, die Ausländerbehörde doch noch zur Duldung zu zwingen: wenn das Standesamt einen Hochzeitstermin festlegt. Una hat schon vor einigen Monaten an Papieren eingereicht, was sie nur hatte. Trotzdem lässt man die junge Frau jetzt auflaufen. Die Beamten sagen, sie müssten erst in aller Ruhe die Heiratsabsicht prüfen, so was dauere Wochen – mindestens. Sie nimmt die Unterlagen wieder mit.

Abends weint sie am Telefon, aber sie gibt nicht auf. Sie wendet sich an Irina Linnenbank, Standesbeamtin in Ribnitz-Damgarten, Unas Heimatort. Nachdem die alle Unterlagen gesehen hat, beschließt sie: Wenn Una ihr eine Vollmacht von Abdul zur Eheschließung bringt, dann setzt sie einen Termin fest. Abdul ist da schon eine gute Woche in der JVA Gießen. Mit ihrer Mutter setzt sie sich ins Auto und fährt die Nacht durch. Dann steht sie vor dem Gefängnis. Dieser brutale Betonklotz ohne richtige Fenster, das ist fast zu viel für sie. „Das war der schlimmste Moment in den ganzen Jahren“, sagt sie später. Sie haben eine halbe Stunde Zeit, Abdul probiert die Ringe an und unterschreibt die Vollmacht.

Während Una zurück an der Ostsee um einen Termin zum Heiraten kämpft, wird Abdul in das Abschiebegefängnis am Frankfurter Flughafen gebracht. Die Abschiebung ist nur noch wenige hundert Meter Luftlinie entfernt. Nach zwölf Tagen öffnet sich Abduls Tür. Doch die Beamten bringen ihn nicht zum Flugzeug. Sie haben einen Brief vom Ausländeramt bekommen. Standesbeamtin Linnenbank hat den Hochzeitstermin auf den 21. Mai festgesetzt. Abdul sei bis zur Trauung geduldet, heißt es in dem Brief.

Nach der Trauung hält Pfarrer Passoth eine kleine Rede, er ist Abduls Trauzeuge. Er dankt der Standesbeamtin. „Niemand musste in diesem Fall etwas tun, was nicht rechtens war“, sagt er, „aber daran, wie Menschen ihren Ermessensspielraum nutzen, sieht man doch, wie sie gepolt sind.“ Linnenbank lächelt verlegen. Sie hat während der Zeremonie gestockt. Bei den vielen Hochzeiten, die sie schon begleitet hat, weinte zuvor noch nie ein Brautpaar bei dem Satz: „Ich stelle fest: Die rechtlichen Grundlagen für die Eheschließung sind erfüllt.“

»Wenn sie versuchen, eine Familie zu sein, dann können sie es schaffen.«

Von Yasin Dayan
und Franziska Denker

„Dabei möchte ich doch nur mein Leben leben.“ Yasin Dayan ist 25 Jahre alt und kommt aus Somalia. Er lebt seit 5 Monaten im Kirchenasyl, ohne zu wissen, wie lange es noch dauern wird. Er hat Franziska Denker von seinen Erfahrungen im Kirchenasyl erzählt. Sie hat seine Geschichte aufgeschrieben und vom Englischen ins Deutsche übersetzt.

Da ich akut von Abschiebung bedroht bin, blieb als einzige Schutzmöglichkeit die Unterbringung in einem Kirchenasyl. Seit März lebe ich in einer kirchlichen Gemeinschaft in Hamburg.

Bevor ich vor ein paar Monaten von Fanny Dethloff erfuhr, was Kirchenasyl bedeutet, hatte ich eine ganz andere Vorstellung davon. Ich dachte, es sei ein Ort, an den man gehen kann, um zu beten und andere Menschen zu treffen. Ich hätte nie gedacht, dass dort auch andere Dinge geboten werden können. Dinge wie Menschenrechte, Erziehung oder Schlafplätze. Ich habe es mir so einfach nicht vorgestellt. Das hat sich jetzt natürlich geändert. Ich gehe zwar nicht in die Kirche, aber ich lebe an einem Ort, wo Menschen aus der Kirche leben. Ich teile mit ihnen die Unterkunft und alles. Wenn sie beten möchten, gehen sie in die Kirche und kommen danach wieder.

Jetzt habe ich ein deutliches Bild und weiß, was Kirchenasyl bedeutet. Ich bin doch nur noch deswegen in Deutschland. Ohne diese Möglichkeit wäre ich nicht mehr hier.

Als ich wusste, dass ich bald im Kirchenasyl leben werde, habe ich versucht eine Internetseite zu diesem Thema zu finden. Ich fand ein paar wichtige Informationen, aber das war nicht genug. Vorher habe ich oft gehört, dass Kirchenasyl nur für Menschen ist, die selbst zur Kirche gehören. Also nur für Menschen, die in der Kirche essen, beten und auch dort bleiben.

Ich halte viel von Kirchenasyl und hätte nicht gedacht, dass es eine Kirche geben würde, die so etwas macht. Die Menschen wie mir hilft und sich für ihre Rechte einsetzt. Ich war in so vielen Ländern und habe verschiedene christliche Menschen getroffen. Sie haben mir alle erzählt, dass Kirche ein Ort sei, an dem Du zu Gott beten könntest. Es hieß, dass die Kirche nicht helfen und sich auch nicht für politische Dinge einsetzen könnte, wie zum Beispiel für Flüchtlinge.

Jetzt mache ich meine erste eigene Erfahrung mit der Kirche. Ich lebe jetzt im

Kirchenasyl. Und ich bin sehr dankbar und froh darüber. Hier kann ich mich auf die Menschen verlassen. Menschen, die sich für mich einsetzen, die für meine Rechte kämpfen. Das erlebe ich nur hier, sonst nirgends.

Auf die Frage, ob ich ein Alltagsleben hätte, kann ich nur sagen, dass ich ein gutes Leben habe. Ich lebe mit Menschen aus der Kirche zusammen. In ihrem Zuhause und mit ihren Familien. Alles ist gut. Ich führe ein Leben, wie jede andere Person. Ich lebe in einem Haus mit einer Familie und teile alles mit ihnen.

Was ich nicht wusste ist, dass jedes Kirchenasyl anders ist. Ich wusste z.B. auch nicht, dass Menschen im Kirchenasyl manchmal in einem einzelnen Raum alleine leben. Ich bin so froh, dass ich in dieser Gemeinschaft lebe.

Mir geht es sehr, sehr gut in dieser Gemeinschaft. Weißt Du, ich bin echt viel herum gekommen, aber ich habe nie so eine Vielfalt erlebt. Ich lebe mit Menschen aus Asien, Lateinamerika, Europa und Afrika zusammen. Wir sind eine internationale Gemeinschaft und zugleich eine große Familie. Wir sind Menschen aus verschiedenen Ländern der Welt, die zusammen leben und alles teilen. Wie eine richtige Familie. Außerdem kochen wir füreinander. Jeden Tag muss jemand anderes für die Familie kochen, so dass wir an einem Tag ein somalisches Gericht, an einem anderen Tag etwas Indisches oder Türkisches und den Tag darauf etwas Deutsches essen. Das ist ein sehr multikulturelles Leben. Es ist so schön. Es freut mich, dass ich das erleben darf.

Meine Situation ist eine sehr gute. Ich hätte es vorher nie für möglich gehalten, dass so viele Menschen verschiedener Herkunft so nah zusammen leben können. Ich dachte, dass es viele Probleme geben würde, da es so unterschiedliche Kulturen und Persönlichkeiten sind. Aber jetzt weiß ich: Egal woher die Menschen kommen – wenn sie versuchen eine Familie zu sein, dann können sie es schaffen. Das ist eine sehr interessante Erfahrung für mich. Ich wünsche vielen Leuten, so etwas einmal zu erleben.

Es ist toll, Menschen, die Du als Deine Familie bezeichnest, um Dich herum zu haben. Sie behandeln mich wie ein echtes Familienmitglied. Weißt Du, wenn man im Kirchenasyl lebt, hat man nicht so viele Möglichkeiten, zu tun, was man möchte. Wenn die Familie immer da ist und so immer jemand Zeit zum Reden hat, ist das gut. Wir führen schöne Gespräche und lernen viel voneinander. Das ist eine tolle Sache.

Es ist immer etwas los, aber wenn ich Ruhe und Privatsphäre brauche, gehe ich in mein Zimmer. Ich teile es zwar mit jemandem, aber es ist groß genug für zwei Leute. Es ist sehr schön und wir sind zufrieden. Meistens ist mein Mitbewohner nicht zu Hause, er kommt eigentlich nur, um zu schlafen. Jeder hat sein eigenes Bett und Platz für seine persönlichen Dinge. Ich finde das gut. Wir haben außerdem noch ein Gäste-

zimmer, da wir manchmal Besuch für eine oder zwei Nächte bekommen, sowie Aufenthaltsräume, um Fernsehen zu gucken oder zu lesen.
Sicher ist, dass wenn man in meiner Situation ist, einem einerseits nichts fehlt. Alle um mich herum versuchen, ihr Bestes zu geben. Da ich aber im Kirchenasyl lebe und keine Papiere habe, darf ich nicht arbeiten. Ich darf auch nicht aussuchen, was ich arbeiten möchte. Ich darf grundsätzlich nicht das tun, was ich möchte. Die Menschen hier um mich herum, tun was sie können, um mich glücklich zu machen und mir Beschäftigung zu geben. Ich nehme auch immer an unseren Gemeinschaftstreffen teil, da können wir immer viel reden. Und wenn es etwas gäbe, was ich ohne Papiere machen dürfte, dann würden sie es für mich herausfinden. Alle tun hier was sie können.
Andererseits fehlt mir natürlich meine Freiheit. Aber die Regierung ist das Problem. Sie erlaubt mir nicht in Deutschland zu bleiben. Sie verweigert mir die Möglichkeit, das zu tun, was ich möchte. Dabei möchte ich nur mein Leben leben. Ich habe einfach nicht die Freiheit dorthin zu gehen, wohin ich möchte.
Wenn ich nicht im Kirchenasyl wäre, wäre ich nicht mehr in Deutschland. Ich würde auf den Straßen Ungarns um mein Leben kämpfen. Ich wäre einfach nicht in der glücklichen Situation, in der ich jetzt bin. Ohne sie, wäre ich nicht da, wo ich jetzt bin.
Im Kirchenasyl habe ich gelernt, dass es Menschen gibt, die sich für Gerechtigkeit einsetzen. Das sind Menschen mit großen Herzen, die anderen Menschen das Leben retten wollen. Hier sind wirklich gute Menschen. Das gibt mir Hoffnung.
Im Moment ist mein größter Wunsch, frei zu sein. Ich möchte mein Leben leben. Ich möchte frei entscheiden, ob und was ich studieren möchte. Ich möchte all das tun, was mir in den Sinn kommt und was gut für mich ist. Das sind meine Wünsche.

Die Not einer Familie:

Wie eine Gemeinde einer afghanischen Familie Kirchenasyl gewährt

Von Nathalie Nad-Abonji

Dieser Artikel ist am 22.09.2012 als Beitrag bei Deutschlandradio Kultur erschienen (http://www.deutschlandradiokultur.de/die-not-einer-familie.1278.de.html?dram:article_id=221857) und wird hier mit freundlicher Genehmigung der Autorin abgedruckt.

Früher Nachmittag. Im Dachgeschoss des Kindergartens der Domgemeinde Greifswald streift sich Pastor Gürtler die schwarzen Lederschuhe von den Füßen:
„Hallo Omid. Wir haben uns lange nicht gesehen."
Ahmad: „Ich bin Ahmad."
Gürtler: „Hallo Ahmad."

Familie P. (Name durch die Redaktion geändert) bitten Matthias Gürtler in eines der beiden Zimmer, das sie bewohnen. Den Flur und die Küche müssen sich die zwei Erwachsenen und vier Kinder zumindest tagsüber teilen. Eine Musiklehrerin unterrichtet in den Räumen. Die Einrichtung des Wohn- und Schlafzimmers ist einfach. Hinten links steht ein Esstisch mit vier Plastikstühlen. Davor ein Holzschrank. Die Wände sind freundlich gelb gestrichen und auf den Fensterbänken stehen kleine Grünpflanzen.

Pastor Gürtler setzt sich auf die Couch neben der Tür. Vater Ahmed bleibt stehen mit dem einjährigen Jonas auf dem Arm. Omid und Erfan fletzen sich hin, auf die Couch, neben den Kirchenmann. Arezu, die Älteste, ist auf Klassenfahrt. Mutter Sarah P. bringt auf einem Tablett Tee, Wasser und geschnittene Früchte. Matthias Gürtler greift zu.
Ahmed: „Apfel glaube ich."
Sara: „Nein, Apfel."
Ahmed: „Birne."
Gürtler: „Ach, Birne? Ah."
Eltern: „Golabi."

Omids 34-jährige Mutter meldet sich auf Persisch zu Wort. Ihr Sohn soll übersetzen:
„Meine Mutter hat gesagt, wir bedanken uns sehr, sehr viel bei der Domkirche, dass sie uns geholfen hat."

Als die Familie vergangenen Winter hier einzog, hatte sie schreckliche Stunden hinter sich. In der Nacht zum 18. Januar kamen sechs Polizisten in das Asylbewerberheim in Jürgensdorf nahe Neu-Brandenburg, um die Familie abzuholen. Die Eltern sollten mit ihren vier Kindern – das jüngste war vier Monate alt – per Flugzeug nach Norwegen gebracht werden. Dort hatte die Familie ihren ersten Asylantrag gestellt. Damit war der skandinavische Staat für das Asylverfahren zuständig. Während Sarah P. die Hab-

seligkeiten der Familie packte, erlitt sie einen Schock und brach zusammen. Zu diesem Zeitpunkt schlief der 15-jährige Omid noch:

„Als ich aufgewacht bin, lag meine Mutter auf dem Boden. Weil sie war voll krank. Als ich aufgewacht bin, war das richtig ein Schock für mich. Sie meinten, meine Mutter muss erst mal ins Krankenhaus. Und dann entscheiden wir weiter, wann ihr nach Norwegen fliegen müsst."

Kurze Zeit später erfuhr Pastor Gürtler im Greifswalder Dom von der Not der Familie:

„Wir hatten also im Januar – das ging alles innerhalb von Stunden – die Anfrage von unserem Diakonischen Werk, ob wir bereit wären, eine afghanische Familie ins Kirchenasyl aufzunehmen."

Der Pastor rief den Gemeindekirchrat zu einer außerordentlichen Sitzung zusammen. Andres Ruwe, Mitglied des Gemeindekirchrates und Theologe, war dabei:

„Sie fand hier in der Sakristei statt. Es war abends nach einer Ausstellung. Wir saßen in einer Runde zusammen. Es waren Repräsentanten des Diakonischen Werkes da. Die haben uns den Fall berichtet und genau dargelegt. Wir hatten die Gelegenheit, Rückfragen zu stellen. Ungefähr eine Stunde."

Einstimmig votierte der Gemeindekirchrat dafür, die Familie aus Afghanistan vor einem erneuten Abschiebungsversuch zu schützen:

Gürtler: „Das hat mein Grundgefühl gestärkt, wenn es drauf ankommt, dann kann ich mich auf die anderen verlassen. Und wir kommen doch irgendwie aus einer Denkrichtung, aus einer Glaubensrichtung. Das ist eine gute Erfahrung."

In Ihrer Notunterkunft im Dachgeschoss des Kindergartens sitzt Sarah P. auf der Couch. Sie ist eine schöne Frau mit hohen Wangenknochen. Die dunklen Haare lugen unter dem Kopftuch hervor. Wieder soll ihr Sohn übersetzen.

Omid: „Ich und meine Familie, wir haben vor drei Jahren und drei Monaten Afghanistan verlassen."

Zuvor hat Vater Ahmed das Haus verkauft, um später die Schlepper bezahlen zu können. 14.000 Euro verlangten sie. Die Familie überquerte die Grenze in den Iran bei Nacht. Von da aus ging es weiter in die Türkei.

In einem türkischen Küstenort bestiegen die sechs mit vielen anderen Flüchtlingen ein kleines Boot. Es soll sie nach Griechenland bringen, erzählt Omid, dessen Name auf Persisch Hoffnung bedeutet:

„Vier Stunden in einem Boot. Das Wasser war richtig kalt. Alle hatten Angst. Wir hatten auch gehört, viele Leute sind ertrunken."

Von Griechenland flog die Familie nach Norwegen. Dort stellte sie einen Asylantrag. Doch die Chancen auf einen geregelten Aufenthalt standen schlecht. Im Gegensatz zu Deutschland schiebt Norwegen nach Afghanistan ab.

Omid: „Obwohl meine Mutter schwanger war. Aber Norwegen war es egal, was mit den Leuten ist. Norwegen wollte unsere Familie nach Afghanistan abschieben."

Mit dem Bus reiste die Familie nach Deutschland, wo sie sich bis zur versuchten Abschiebung in Sicherheit wähnte.
Warum Sara P. mit ihrem Mann und den Kindern Afghanistan verlassen musste, erklärt der Rechtsanwalt der Familie, Thomas Wanie:

„Die Zustände in Afghanistan sind genau wie vor zehn Jahren: desolat. Und natürlich sind die Schwächsten der Gesellschaft die, die es vorher waren. Nämlich die Frauen und die Kinder, die darunter leiden. Das ist nicht nur in Herat so. Der gesamte Südkorridor, also Grenzgebiet zu Pakistan, ist auch von deutschen Gerichten als ein Gebiet anerkannt, in dem Bürgerkrieg herrscht."

Die älteste Tochter Arezu, damals 13 Jahre alt, sollte an einen Onkel väterlicherseits zwangsverheiratet werden.
Thomas Wanie: „Auf der Straße wurde ihr das Kopftuch vom Kopf gerissen. Sie wurde mit dem Motorrad umrundet, so eine Drohgebärde von einem Unbekannten. Ihre Tochter wurde beschimpft, sie wurde beschimpft als Ungläubige. Sie wird schon sehen, was passiert, wenn sie sich weigert, ihre Tochter zu verheiraten."
Im Dom erinnert sich Pfarrer Gürtler daran, dass mit dem Beschluss der Familie Asyl zu gewähren, die Arbeit erst begann:

„Wir wussten ja auch, wir müssen die Familie auch über Wasser halten. Wir müssen die ernähren, wir müssen die finanzieren. Da kommt einiges auf uns zu. Aber ich bin ein Mensch, der sagt gewöhnlich, ich gehe da erst mal mit Mut ran an die Sache. Oft finden sich Wege. Manchmal ungeahnte Wege, die man gar nicht gekannt hat."

Das erste Problem, mit dem sich eine Gemeinde, die Flüchtlingen Unterschlupf bietet, befassen muss: Während des Kirchenasyls besteht kein Anrecht auf staatliche Leistungen. Die Gemeinde muss für den Schutzsuchenden aufkommen, erklärt der Rechtsanwalt Thomas Wanie:

„Das hindert oft kleinere Gemeinden daran, so etwas überhaupt zu machen. Obwohl sie ganz klar erklärt haben, machen wir, machen wir. Wenn es um das Geld geht, ist es so, dass Gemeinden sagen, das schaffen wir nicht. Hier im Bundesland ist es so, dass es nur die Gemeinden leisten können, die in den größeren Städten sind und dort ist es auch passiert."

In Greifswald hat sich ein eigener Unterstützerkreis eigens für diese Familie P. gegründet. Dessen Mitglieder kümmern sich um alles - auch um Finanzielles:
Natürlich müssen wir haushalten, das ist völlig klar. Die haben von uns 100 Euro pro Woche bekommen. Eine sechsköpfige Familie! Damit würde kaum noch einer auskommen. Und dann haben wir natürlich, wenn die Schuhe brauchten, ver-

sucht gezielt danach zu gucken. Natürlich würde auch unsere Möglichkeit, sie zu finanzieren, irgendwann erschöpft sein. Das ist völlig klar. Aber zur richtigen Zeit ist dann auch wieder die Finanzierung durch den Staat aktiviert worden. Auch die ärztliche Betreuung der traumatisierten Sarah P. wird vom Unterstützerkreis organisiert. Die Behörden sind von Anfang an über das Kirchenasyl informiert gewesen.

Rechtlich gesehen hindert die Polizei nichts daran, die Flüchtlinge aus der Kirche zu holen. Doch die bisherige Geschichte des Kirchenasyls zeigt, dass die meisten Behörden erst mal abwarten.
Je länger die Situation andauert, desto schwieriger wird es für alle Beteiligten – auch für die Mitarbeiterinnen des Kindergartens.
Gürtler: „Es gab schon die Frage, das ist doch eine ziemliche Belastung. Müssen wir das jetzt so lange aushalten? Gibt es da keine andere Lösung? Natürlich, das sind Räume, die auch in Anspruch genommen werden. Die eben auch andere Zwecke haben. Müssen wir die so lange zur Verfügung stellen? Die Fragen kamen schon und ich muss dann Rede und Antwort stehen."
Pastor Gürtler versucht zu vermitteln und auf beiden Seiten das Gespräch zu suchen.

Neben all den Problemen gibt es für den knapp 50-Jährigen auch viele positive Erfahrungen:
„Dass eine Schule, die Waldorfschule, gesagt hat, wir nehmen die Kinder auf. Die haben nicht gefragt nach Versicherung und Recht. Sondern haben gesagt, wir sehen, das ist jetzt nötig. Wir sehen, die Kinder können nicht zu Hause hocken. Die gehören in die Schule. Und inzwischen sind die da gut beheimatet. Und dann einfach der Charme der Kinder. Es ist herrlich zu erleben, wie die Kinder sich da wohlfühlen. Die haben es wahrscheinlich leichter."

Ende Juni hat Deutschland das Verfahren übernommen und ist somit für den Asylantrag der Familie zuständig. Grund für diese Wende ist nicht zuletzt Sara P.s Krankheit. Omid erzählt, dass seine Mutter nachts oft einfach nur dasitzt. Das Warten ist solange nicht vorbei, bis die Familie einen geregelten Aufenthalt hat:
Pastor Gürtler: „Es war schon das Ziel, dass Deutschland in das Asylverfahren eintritt und dann letztendlich auch, dass Deutschland, unser reiches Land, gestattet, dass die Familie hier bleiben kann."
Wie lange es dauern wird, bis die Behörden diese Entscheidung getroffen haben, lässt sich nicht sagen. Es kann morgen sein oder in einem halben Jahr.

Muslime finden Schutz hinter kirchlichen Mauern

Von Charlotte Schulze

Dieser Artikel ist 2013 bei der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau (EKHN) erschienen (www.ekhn.de/pdf/aktuell/detailmagazin/news/muslime-finden-schutz-hinter-kirchlichen-mauern.html?) und wird hier mit freundlicher Genehmigung der Autorin und der EKHN abgedruckt.

Einer fünfköpfigen Familie aus Somalia droht die Abschiebung nach Italien. Die Pfarrfamilie Bernbeck in Billertshausen gewährt den Flüchtlingen Kirchenasyl in ihrem Haus.

Somalia, 2011. Es herrscht Bürgerkrieg, Hunger und Verzweiflung. In dem ostafrikanischen Land gibt es keine funktionierende Zentralregierung, statt dessen Warlords, Milizen und Rebellen. Die humanitäre Lage ist katastrophal: 70 Prozent der Bevölkerung haben keinen Zugang zu sauberem Trinkwasser. Mehr als eine Millionen Menschen sind 2011 aus Somalia geflohen.

Deutschland, 2013. Billertshausen in Hessen, ein idyllisches 200-Seelendorf. Gepflegte alte Fachwerkhäuser säumen die Straßen. Damit das so bleibt, fegt ein Mann den Bürgersteig vor seinem Haus. An Krieg oder Hunger denkt hier niemand. Am Pfarrhaus in der Dorfmitte und der dahinter liegenden Scheune ranken grüne Weinblätter vor der roten Fassade in die Höhe. Im lauen Frühsommerwind wehen an einer Wäscheleine im Pfarrhof bunte Tücher und Kinderkleidung.

Unterschiedlicher könnten diese beiden Orte nicht sein: Somalia und Billertshausen in Deutschland. Doch gibt es etwas, das sie verbindet: Die Tücher und Kinderkleider an der Wäscheleine gehören keinen gebürtigen Billertshausenern: Sie gehören einer Flüchtlingsfamilie aus Somalia, die im kleinen Billertshausen, in der Scheune im Pfarrhof, die zu einem Jugendraum umfunktioniert wurde, Unterschlupf gefunden hat. Die Familie soll hier vor der drohenden Abschiebung geschützt werden. Hier bei Pfarrer Walter Bernbeck und seiner Frau Ursula.

Flucht nach Europa

Somalia 2011. Der neunundzwanzigjährige Mohammed beschließt, dass er in dem vom Bürgerkrieg zerrütteten Land nicht länger leben will. Er möchte seiner Frau Naima und seinen ungeborenen Kindern ein besseres Leben bieten. Sie fliehen: Über Äthiopien, den Sudan und Libyen nach Italien. Zu Fuß, mit dem Bus, im Auto und schließlich die letzte und gefährlichste aller Routen, mit dem Schiff über das Mittelmeer. Einen Monat dauert es, bis sie ihr Ziel erreichen: Europa. Genauer: Lampedusa, die für ihre Flüchtlingslager berüchtigte Insel

im Mittelmeer vor Sizilien. Sie sind jetzt nicht mehr zu zweit, sondern zu dritt. Achmed, der erste Sohn, wurde auf der Flucht geboren.

Menschenunwürdige Bedingungen für Flüchtlinge in Italien

Doch in Italien trifft die Familie die Härte der italienischen Flüchtlingspolitik. Nach einigen Monaten Aufenthalt in einem Flüchtlingslager, in dem es weder Milch noch Windeln für Achmed gibt, geschweige denn akzeptable hygienische Bedingungen, werden sie im Januar auf die Straße gesetzt. Arbeiten dürfen sie als Flüchtlinge ohne Status nicht. Sie sind ohne Essen, haben kein Dach über dem Kopf, sind mittellos und ohne Arbeit, beherrschen die Sprache nicht, haben keinen Rechtsstatus und sind ohne ärztliche Versorgung. Naima ist erneut schwanger, dieses Mal mit Zwillingen. Die junge Familie aus Somalia ist verzweifelt. Wieder fasst Mohammed einen Entschluss.
In Italien kann und möchte er nicht bleiben. Für Mohammed und Naima ist klar: „Nie wieder wollen wir in dieses Land, nach Italien zurück. Dann lieber wieder ganz nach Hause." Im Januar 2012 machen sie sich auf den Weg nach Deutschland. Hier erhoffen sie sich bessere Bedingungen.

Flüchtlinge haben keine Rechte

In Deutschland kommen sie zunächst in einem Flüchtlingsheim im hessischen Treysa unter. Aber auch hier wird der Aufenthalt nicht von Dauer sein. In der EU gilt die Dublin-II-Verordnung. Danach müssen Flüchtlinge in dem europäischen Land ein Asylverfahren beantragen, in dem sie zuerst angekommen sind. Bei Mohammed und seiner Familie ist das Italien. Und ginge es nach dem Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF) und dem Verwaltungsgericht in Kassel, sollen sie dorthin auch so schnell wie möglich zurück. So verweigerte das BAMF bis heute die Annahme eines Asylantrags. Das soll Italien machen. „Für die Behörden sind Mohammed, Naima und die Kinder nur irgendwelche Namen auf einem Papier. Die Schicksale, die dahinter stehen, werden völlig ausgeblendet.", erzählt Ursula Bernbecker, die Pfarrfrau. Es musste erst eine Rüge des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte (EGMR) im Februar 2013 erfolgen, bis die Bundesregierung sich dem Fall Mohammed und seiner Familie widmete.

„Ich schäme mich für mein Land"

Der EGMR betont in einem Schreiben an die Bundesregierung, dass die Familie als Schutzsuchende nicht einfach wieder nach Italien abgeschoben werden könne, wo ihnen erneut ein menschenunwürdiges Leben drohe.
Die Bundesregierung gab daraufhin in einer Stellungnahme bekannt, dass veranlasst wurde, dass Mohammed, seine Frau und Kinder nach Ankunft in Italien

zunächst betreut würden. Die Familie werde in Italien gut versorgt werden, in einer Flüchtlingsunterkunft mit Sprachkursen und Kinderbetreuung. Doch wie lange sie dort bleiben können, bleibt unerwähnt. Schon nach wenigen Tagen, Wochen oder Monaten könnten sie erneut mittellos auf der Straße stehen. Auch fehlt für diese Zusicherung bislang die schriftliche Bestätigung aus Italien. „Ich schäme mich für mein Land, die eine Familie mit drei Kindern in eine so unklare Situation abschieben wollen," entrüstet sich ein Billertshausener.

Kirchenasyl verhindert drohende Abschiebung

Nachdem zuvor der Tag der Abschiebung dreimal verschoben werden konnte, sieht es im März 2013 für die somalische Familie nicht gut aus. Die Vorgaben des EGMR habe die Bundesregierung erfüllt, bestätigt dieser selbst. Dieses Mal scheinen die rechtlichen Möglichkeiten ausgeschöpft. Der mittlerweile fünfköpfigen Familie droht die Abschiebung nach Italien.

Mitglieder der Gruppe Pro-Asyl in Alsfeld, die die Familie betreut haben und Flüchtlingen beim Bearbeiten von Asylanträgen, der Wohnungssuche und Familienkrisen zu Seite stehen, wollen dabei nicht tatenlos zu sehen. Pfarrer Walter Bernbeck, 58 Jahre alt, und seine Frau Ursula Bernbeck, 53, erklären sich mit Unterstützung der Kirchengemeinde Billertshausen und der EKHN dazu bereit, der Familie aus Somalia Kirchenasyl zu gewähren. „Alles andere wäre menschenunwürdig gewesen", meint Ursula Bernbeck.

Schutz hinter kirchlichen Mauern

Um Mohammed, Naima und ihre Söhne Achmed, Abdullah und Isaak vor einer gezwungenen Ausreise in eine ungewisse Zukunft zu schützen, bringt das Ehepaar Bernbeck sie bei sich im Pfarrhaus unter, später im Jugendraum im Hinterhof des Hauses. Hier lebt die Familie aus Somalia nun seit über zwei Monaten und hofft, dass die Bundesregierung ein Asylverfahren einleitet. Haus und Hof verlassen, auf die Straße, in den Supermarkt an der Ecke oder gar in die nächste Stadt gehen, das dürfen sie nicht. Denn dann könnten sie von der Polizei aufgegriffen und unverzüglich abgeschoben werden. Sie leben ohne Rechtsstatus. Nur die kirchlichen Mauern bieten ihnen Schutz. „Manchmal fühle ich mich, als säße ich im Gefängnis," meint Mohammed.

Hilfsbereite Billertshausener

Trotzdem ist er froh. Dem Jugendraum, in dem eine Couchgarnitur und ein Bett stehen, sind eine Küche und ein Bad angeschlossen. „Die Menschen hier sind sehr nett. Wenn ich sage, dass wir was brauchen, bringen sie es uns sofort." Auf Spenden ist die somalische Familie momentan auch angewiesen.

Und an hilfsbereiten Menschen mangelt es in Billertshausen und Umgebung nicht. „Die Leute bringen Spielsachen und Kinderklamotten oder einen Zwillingskinderwagen vorbei“, berichtet Ursula Bernbeck. „Eine Frau aus dem Dorf gibt der Familie Deutschkurse. Ein Arbeitskollege hat uns auch etwas Geld rübergeschoben. Es ist eine erstaunlich große Bereitschaft da, der Familie zu helfen.“

Das Essen zahlt das Ehepaar zum Teil aus eigener Tasche, zum Teil mithilfe von Geldern der EKHN. Am liebsten wäre Mohammed, wenn er auf die Spenden nicht mehr angewiesen wäre. Er ist jung, will und kann einer Arbeit nachgehen, eine Ausbildung machen: „Ich wünsche mir, dass ich meine Familie versorgen kann, dass die Kinder und wir die Sprache lernen und: dass wir hier in Deutschland bleiben können.“

Pfarrfamilie vermisst deutsche Willkommenskultur

„Es heißt immer, in Deutschland hätten wir eine Willkommenskultur. Von der haben wir bislang aber noch nichts gemerkt,“ erzählt Ursula Bernbeck. „Wir haben viele Flüchtlinge hier in der Umgebung, die Zeit, Kraft und die Motivation haben, zu arbeiten.“ Pfarrer Walter Bernbeck ergänzt: „Es wäre doch nur logisch und gut, die Menschen, die eh schon hier sind, auch zu fördern. Indem der kleine Achmed jetzt in einer Betreuung Deutsch lernen würde.“

Einer Arbeit nachgehen, das ist für Asylbewerber ein Jahr lang und für Flüchtlinge ohne jeglichen Status nicht möglich. Selbst der Status eines Asylbewerbers bleibt der Familie so lange verwehrt, bis die Behörden das Verfahren aufnehmen. Und das kann dauern. „Besonders bei Menschen, die aus Krisengebieten wie Somalia kommen und nicht schnell wieder dorthin abgeschoben werden können“, berichtet Ursula Bernbeck. „Sie werden bewusst aus der Gesellschaft ausgegrenzt.“ Mit dem Kirchenasyl will das Ehepaar auch auf diese Zustände aufmerksam machen.

Kirchenasyl kein Dauerzustand

Zu einem Dauerzustand darf das Kirchenasyl trotzdem nicht werden. Doch Bernbecks sind zuversichtlich: Über einen Petitionsausschuss wurde noch einmal beantragt, dass Deutschland ein Asylverfahren einleitet. Dieses Mal unter einem neuen Gesichtspunkt: Die vierundzwanzigjährige Naima ist mit ihrem vierten Kind schwanger. Nach einer schweren Zwillingsgeburt handelt es sich um eine Risikoschwangerschaft. Außerdem kann eine Schwangere ab der 30. Woche nicht mehr abgeschoben werden.

Billertshausen 2013. Mohammed, Naima, das Ehepaar Bernbeck, ProAsyl und das halbe Dorf hoffen, dass die Familie bleiben darf.

Eine kalte Nacht in Markkleeberg.

Miterlebtes und Gedanken dazu

Von Erika Taube

Dieser Artikel wurde im Jahr 2006 in einer Kirchenasyl-Ausstellung des Evangelisch-Lutherischen Missionswerks Leipzig (LMW) veröffentlicht und wird mit freundlicher Genehmigung des LMW hier abgedruckt.

3. März 2004, nach 21 Uhr: Mehrfaches Klingeln, ungewöhnlich um diese Zeit. Einer unserer Nachbarn steht am Gartentor: „Familie Bajrami wird abgeschoben!“ Familie Bajrami – Kriegsflüchtlinge aus dem Kosovo, 12 Jahre unter uns lebend, bescheidene, ruhige, redliche Leute – Markkleeberger.

Es ist kalt. […] Scheinbar nächtlicher Friede. Aber die Haustür steht offen – einige Stunden lang, bei minus 3 Grad. Polizisten gehen ab und zu ein und aus, manche ums Haus, Polizeiautos. Ein großes mit laufendem Motor steht abfahrbereit in der Einfahrt zum Hof, diese versperrend. Sonst eine merkwürdige Stille.

Hier und auf dem Nachbargrundstück haben sich viele Menschen versammelt, darunter nicht wenige ganz junge – die Freunde der größeren Bajrami-Kinder, Lehrer, Trainer, dazu viele, die die Familie kennen, auch Pfarrer Dr. Haubold – viele vermissen unseren Bürgermeister. Großes Beklommensein, nichts Aufrührerisches. [Frau Monem von Caritas] darf ebenso wenig zu ihnen wie die behandelnde Ärztin (Herr Bajrami ist schwer zuckerkrank, Frau Bajrami bedarf seit der Flucht vor dem Krieg psychiatrischer Behandlung). Die, die gekommen sind, wollen einfach da sein – aus Sensationslust ist wohl kein einziger hier. Aber die Hilflosigkeit angesichts dessen, was sich vor unseren Augen vollzieht, ist für alle bedrückend, unfassbar.

Kleine Bewegungen in der Menge, kaum heftige Worte, nur überall Äußerungen der Sorge, des Mitleidens und des Unverständnisses, der Ablehnung einer solchen Art von Politik – in unserer Stadt nicht zum ersten Mal praktiziert. Damals hörte ich von all dem nur – jetzt sehe ich es, erlebe es mit.

Der Rechtsanwalt der Familie teilt mit, dass alle nach Düsseldorf gebracht werden sollen – außer der Mutter, denn einer der Söhne ist nicht zu Hause, und auf ihn muss gewartet werden. Darf man denn diese arme Frau jetzt allein zurücklassen?

Oben an einem Toilettenfensterchen taucht einer der Söhne auf, öffnet es. Ein kurzer Wortwechsel mit Freunden – der Mutter geht es nicht gut. Der Junge wirkt benommen, hält mit einer Hand den Kopf (es hatte geheißen, alle hätten „eine Spritze bekommen“). Ein junger Mann hat Kerzen gebracht – eine nach

der anderen leuchtet auf der offenen Seite des Anwesens auf.

Man sieht einen Mann mit einer Koffertasche über den Hof zur Haustür gehen – es heißt, es sei der ärztliche Nachtdienst, es soll ein Zahnarzt sein. Man denkt natürlich, dass es der Mutter gilt. Doch etwas später ist plötzlich an der Rückseite des Hauses ein Wagen der dringenden medizinischen Hilfe vorgefahren – 3 Männer in den hellroten Westen nähern sich durch den Garten der hinteren Tür des Hauses und dürfen dann hinein. Irgendjemand weiß: es geht um den Vater. Und dann, wieder ist einige Zeit vergangen, ein paar verzweifelte, schreckliche Schreie vom Garten her durch die Nacht – Ekrem Bajrami wird in den Nothilfswagen getragen. Er hat in seiner Not die Namen seiner ältesten Söhne geschrien, sagen diejenigen, die in der Nähe standen. [...] Noch eine Sorge mehr – die Unruhe unter uns Daseienden nimmt zu. Ich denke, dass nun die Aktion für heute abgebrochen wird, denn man kann ja die Kinder nicht abschieben ohne einen Elternteil, und erst recht nicht, wenn der Vater eben in ein Krankenhaus gebracht wurde. „Die zwei Großen sind doch volljährig!“, wird diese Hoffnung von jemandem zunichte gemacht. Eine sagt: „Wenn sie sie nur nicht mit Handschellen rausführen – das hat es schon gegeben!“

Und dann auf einmal kommen, von Polizisten eskortiert, die beiden ältesten Söhne der Bajramis mit Taschen zu dem Wagen in der Hofeinfahrt. Ihre jungen Freunde hinterm Zaun des Nachbargrundstücks rufen ihnen zu, Ermutigungen, Grüße. Ein ziemlich schwaches „Helft uns!“, kommt es von einem der verhafteten Jungen herüber, ehe er im Auto verschwindet.

Aber unterdessen ist weitere Unruhe entstanden. Mehrfach ist der Name Emine unter den Hierstehenden zu hören – erregt, entsetzt. „Sie ist doch noch minderjährig, die dürfen Sie doch nicht abschieben ohne die Eltern!“, ruft eine junge Frau zu den Polizisten hinüber. Emine, das vierte Kind der Bajramis, ein fünfzehnjähriges Mädchen, hat man mit aus dem Haus geholt – auch sie befindet sich im Polizeiwagen. Vor dem Auto steht ein Teil der versammelten Menge. Als ich vor zwei Stunden hierherkam, dachte und sagte ich – sehr naiv natürlich: „Wenn wir einfach hier stehenbleiben und nicht weggehen – was können sie da machen!?“ Jemand erwiderte, es gäbe ja Gummiknüppel. Das hielt ich nicht für möglich, hatte auch darauf nicht geachtet. Die Polizisten, wenn auch unnahbar, machten mir einen besonnenen Eindruck – aber sie hatten außerdem noch Schusswaffen. Ich fragte mich mehrfach, wie es wohl in ihnen jetzt aussieht. Da rennen plötzlich einige der Wartenden auf dem Nachbargrundstück nach hinten, Richtung Ladestraße – man hatte die Festgenommenen aus dem Polizeiwagen herausgeholt, und sie werden nun durch den Garten zur Ladestraße gebracht, dort sind, kaum bemerkt, zwei weitere

Autos aufgefahren, wie zu hören ist. Auf jener Straße standen keine Menschen.
Ich denke an die in diesem Augenblick dreigeteilte Familie, an ihre Verzweiflung, ihre innere Not und Angst, ihre Entwurzelung. Gewaltsam ein weiteres Mal entwurzelt, werden sie nichts von dem wiederfinden, was sie vor 12 Jahren verlassen mussten – nicht das Dach überm Kopf, nicht die alltäglichen Dinge, nicht die einst vertrauten Menschen. „Wir" schicken sie in ein zerstörtes Land, das – wie es jetzt ist – nicht Heimat sein kann, das für die hier aufgewachsenen Kinder schon Fremde ist. Nicht wiederfinden wird Familie Bajrami vor allem jenes Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit, das man mit dem Wort Heimat verbindet, weil ihre letzten Erinnerungen an diese Heimat mit Schrecken und Angst um Leib und Leben verbunden sind – jeder und jede von uns kann das wissen aus den Berichten der Medien. Aber im Namen all derer, die jetzt hier sind – und es wären viel mehr, geschähe all das nicht „bei Nacht und Nebel", als solle ein Verbrechernest ausgehoben werden – geschieht das nicht!
Ich fühle mich als Bürgerin Sachsens missbraucht. Mitternacht ist schon vorüber, und plötzlich spüre ich die Kälte durch und durch. Wir beschließen, nach Hause zu gehen – wir können „nach Hause gehen". Wo ist nun ein Zuhause für die Bajramis?

Sätze aus dem Alltag, der kein Alltag ist

Eine kleine Collage

„Und wie habe ich mich gefreut, wenn eine Geschichte ein glückliches Ende gefunden hat. Dann haben wir zusammen gefeiert, aber es war auch Wehmut da, weil wir uns wieder trennen mussten. Mit einigen „Ehemaligen" habe ich noch Kontakt. Sie sind für mich Freunde geworden." (Pirkko Andresen, Ehrenamtliche Unterstützerin von Kirchenasylen)

„Ich als Vater von 6 Kindern habe mir Tage und Nächte Sorgen gemacht. Als Vater möchte man seinen Kindern nur das Beste bieten, aber im Kirchenasyl mit der Familie zu leben ist genau das Gegenteil von dem, was man sich für seine Kinder wünscht. Es ist als Vater schwer zu verkraften, dass die beiden ältesten Söhne nicht mehr bei uns sind. Ich bin trotz der Situation im Kirchenasyl immer dankbar gewesen, dass uns so viele fremde Menschen geholfen haben, die wir bis dahin teils gar nicht kannten. Als wir erfuhren, dass die Härtefallkommission positiv entschieden hatte, war er der schönste Tag für mich und meine Familie im Kirchenasyl." (Ekrem Bajrami[2], Ehemaliger Kirchenasyl-Bewohner)

„Am Anfang des Kirchenasyls wusste ich eigentlich nicht, wie ich dem Paar hätte helfen sollen. Vor allem zu der jungen Frau bekam ich keinen Kontakt. Sie saß da neben mir auf dem Sofa, aber war nicht ansprechbar. Sie war schwer traumatisiert, machte dann eine langwierige Therapie bei einem Psychiater. Ihr Mann unterstützte und half ihr in allen täglichen Arbeiten. Erst nach vielen Monaten im Kirchenasyl verbesserte sich ihre Situation etwas. Aber die große Angst vor der Abschiebung in die Türkei blieb. Es wurden immer neue Atteste gefertigt, neue Gutachten vom Psychiater, neue Gespräche mit der Ausländerbehörde und dem Bundesamt. Es hat Jahre gedauert, bevor sie endlich ein Bleiberecht aus humanitären Gründen bekamen. Und danach geschah ein Wunder: Die Frau blühte auf, als die Angst weg und eine richtige Traumatherapie möglich war. Endlich konnte sie Deutsch lernen. Ihr Leben fing erst jetzt richtig an. Und im Juni ging auch ihr großer Wunsch in Erfüllung – sie ist Mutter geworden. Jedes Mal, wenn ich sie besuche, freue ich mich mit ihnen." (Pirkko Andresen, Ehrenamtliche Unterstützerin von Kirchenasylen)

---

2 Alle Zitate von Mitgliedern der Familie Bajrami wurden im Jahr 2006 in einer Kirchenasyl-Ausstellung des Evangelisch-Lutherischen Missionswerks Leipzig (LMW) veröffentlicht und werden mit freundlicher Genehmigung des LMW hier abgedruckt.

„Ich kann nicht schlafen. Wenn Autos vorbeifahren oder anhalten, dann renn‘ ich zum Fenster und gucke, wer das ist.“ (Selatin Bajrami, Ehemaliger Kirchenasylbewohner)

„Flüchtlinge suchen eine Bleibe und können oder dürfen sie nirgendwo finden. Wenn der Staat nicht helfen kann oder will, müssen wir es wenigstens versuchen. Wir können nicht allen in Not helfen, aber wir müssen versuchen, zu tun, was wir können. Deswegen will ich weiterhin meinen Teil dazu beitragen.“ (Pirkko Andresen, Ehrenamtliche Unterstützerin von Kirchenasylen)

„Für uns war das Kirchenasyl Hilfe in einer Notsituation. Unsere Gemeindemitglieder sagen, dass es das ist, was Kirche tun sollte.“ (Sebastian Rebner, Pfarrer [3])

„Meine Aufgabe war unter anderem, den Schulbesuch der fünf Kinder zu organisieren. Entsprechend einer Gesetzesänderung durften nun auch Kinder ohne gesicherten Aufenthalt die Schule besuchen. Ich sprach also mit verschiedenen Schulleitungen und erklärte ihnen, was es bedeutet, wenn Kinder mit ihren Familien im Kirchenasyl sind. Manche Lehrer hatten schon miterlebt, wie Schülerinnen und Schüler aus Deutschland abgeschoben wurden, und waren dementsprechend schon mit der Thematik vertraut. Für die meisten Schulleitungen stand sofort fest: Das Wohl der Kinder steht im Vordergrund. Sie sollten die Chance bekommen zu lernen und nicht den ganzen Tag „zu Hause“ sitzen müssen. So konnten alle Kinder während der Zeit des Kirchenasyls eine Schule besuchen. (Pirkko Andresen, Ehrenamtliche Unterstützerin von Kirchenasylen)

„Ich war schon immer eine Langschläferin, aber im Kirchenasyl konnte ich nie ruhig schlafen. Man hatte Angst vor dem nächsten Tag. Im Kirchenasyl habe ich sehr viel dazu gelernt zum Leben, zum Beispiel, dass es viele Menschen gibt, die hinter uns stehen, dass ich trotzdem weiter positiv denke und dass ich jetzt mir zweimal überlege, wem ich vertraue.“ (Emine Bajrami, Ehemalige Kirchenasylbewohnerin)

„Der Kirchenvorstand steht dazu [zum Kirchenasyl; Anm.d.Red.] – es ist ein Stück Schutz und Hilfe, aber kein Versteck.“ (Angela Langner, Pfarrerin [4])

---

3 Zitiert nach der Kirchenasyl-Ausstellung (2006) des Evangelisch-Lutherischen Missionswerks Leipzig (LMW).
4 Ebenda.

Ihr wisst doch, wie es einem Fremden zumute ist?

Von Bernd Göhrig

„Ihr wisst doch, wie es einem Fremden zumute ist, weil ihr selbst in Ägypten als Fremde gelebt habt.“ Exodus 22,9

Meine Oma war eine fromme Frau. Als sie nach dem zweiten Weltkrieg mit ihrer kleinen Familie aus einem Bauerndorf in Ungarn über mehrere Stationen endlich 1949 in einem badischen Dorf angesiedelt wurde, fand am 14. August die erste Bundestagswahl der neugegründeten Bundesrepublik statt.

Nach dem Sonntagsgottesdienst kam der Pfarrer auf meine Oma zu und erklärte ihr, damit ja kein Missverständnis aufkommen konnte: „Hier wählen wir die CDU!“ Meine Oma war eine fromme Frau und damit war diese Frage für sie geklärt.

Mitte der 80er Jahre war meine Oma Anfang 70 und ich gerade in der Oberstufe und sehr diskussionsfreudig – da begann sie, mit mir über Politik zu sprechen. Ich erinnere mich, als wäre es gestern gewesen, wie sie sich nach einer Nachrichtensendung plötzlich zu mir herumdrehte und sagte: „Also darüber weiß ich Bescheid, das ist schrecklich, wenn man alles zurücklassen muss und in einem fremden Land neu anfangen muss … die armen Leute tun mir sehr leid …“ und dann kam der Satz: „Die CDU ist nicht christlich …“

Ich war überrascht – so etwas hatte ich noch nie von ihr gehört. Ihre eigenen Erfahrungen als Flüchtling wurden für sie also zum „Wahlprüfstein“ – die Flüchtlingspolitik der Unionsparteien wurde von ihr gewogen und für zu leicht befunden. Wie gesagt: Meine Oma war eine fromme Frau.

Über dieses Gespräch habe ich lange nachgedacht – es hat sich mir sozusagen eingebrannt und es wurde zu einem sprichwörtlichen Eckstein meiner „politischen Bildung“, wie das dann so schön heißt. Ich habe zweierlei verstanden: Erstens war meine Oma mir auf der Ebene der praktischen Ethik Jahrzehnte an Erfahrungen voraus. Alle Theorien und Texte, mit denen ich mich damals beschäftigte und mit deren Hilfe ich die migrationsfeindliche Politik gut kritisieren konnte, konnten das nicht einholen. Sie unterschied nicht zwischen asyl- oder einwanderungsberechtigt, fragte nicht nach Sprachtest oder Integrationsfähigkeit. Sie erinnerte sich.

Zweitens war ihr christlicher Glaube in einer atemberaubenden Weise geerdet und ließ sich nach so vielen Jahren weder von großen Tieren noch von markigen Sprüchen wie „Das Boot ist voll!“ irritieren – Sprüche, die damals auf großen Plakaten an jeder Hausecke hingen. Die Fluchterzählungen der Bibel, die sie mir, als ich noch klein war, immer wieder vorgelesen hatte, sie waren mit ihren eigenen Erfahrungen verschmolzen.
Erst später habe ich noch ein Drittes verstanden – und das ist eigentlich recht trivial: Das Interesse meiner Oma für das, was ich tat, was ich dachte, wofür ich mich engagierte, war selbstverständlich auch biographisch begründet. Es wäre sicher zu hoch gegriffen, von so etwas wie einem „Auftrag“ zu sprechen, doch ihre Geschichte ist selbstverständlich ein Teil meiner Biographie und hat mich ohne Zweifel mehr geprägt, als mir zunächst bewusst war.
Für meine Oma war Kirchenasyl eine Selbstverständlichkeit und ein frommes Handeln par excellence.

Kirchenasyl als Gemeinschaft:

Was wir im Kirchenasyl gelernt haben

Von der Kommunität Imshausen

Wenn Du gefragt wirst: „Ich brauche dringend Hilfe – kannst Du mir bitte helfen?“, wirst Du dann erst lange überlegen, ob Dir das auch passt oder ob Du Dir nicht gerade etwas Anderes vorgenommen hast? Wenn Du gefragt wirst, ob Du einen Flüchtling aufnehmen kannst, der oder die schon viel Schlimmes hinter sich hat und jetzt in eine Situation zurückgeschickt werden soll, die Schlimmeres erwarten lässt, kannst Du dann erst prüfen, ob das auch alles stimmt, was er oder sie Dir erzählt, ob die Gefahr wirklich so groß ist? Gilt es dann nicht schnell und ohne zu zögern, sich darauf einzulassen, auf eine Sache, die Du nicht überblicken kannst und auf einen Menschen, den Du nicht kennst?
So ging es uns, der Kommunität Imshausen, vor etlichen Jahren, als ein Freund uns einen Flüchtling ins Haus brachte. Wir waren bereit, ihn für eine Woche erst einmal aufzunehmen, bis sich eventuell etwas anderes fände. Dass aus einer Woche dann sieben Jahre wurden, konnten wir nicht ahnen. Wir hätten unsere Zusage wohl kaum gegeben, wenn wir gewusst hätten, auf was wir uns da eingelassen hatten, welche Höhen und Tiefen es geben würde und

welche Hindernisse sich in den Weg stellen würden. Aber ebenso unerwartet, unvorhergesehen war es, dass dieser Mensch heute eine unbefristete Aufenthaltserlaubnis und einen Arbeitsplatz vorweisen kann und uns im gelben Trikot der Deutschen Post als Zusteller unsere Briefe und Pakete bringt.

Dieses glückliche Ende eines langen mühsamen Weges hat viel gekostet. Erst recht, weil wir keine Einrichtung der offiziellen Kirche sind und dadurch noch unsicherer ist, ob wir tatsächlich ein Schutzraum sein können. Wir sind eine Lebensgemeinschaft, nicht eine Institution. Oft haben wir uns – auch ängstlich – gefragt: Wie verhalten wir uns im „Ernstfall"? Werden wir die Ent- und Geschlossenheit aufbringen, die dann nötig sein wird? Und die nötige Offenheit ohne Versteckspiel? – Wir allein hätten das weder planen noch durchhalten können. Wir mussten unsere Freundinnen und Freunde und unsere Kontakte in der Kirche oft in Anspruch nehmen. Es gab Krisen, es gab Sackgassen, wo nichts mehr weiter zu gehen schien. Es gab Verzweiflung und Verzagtheit auf beiden Seiten. Auch wir als Einzelne mussten uns immer wieder „zusammen raufen" und uns ermutigen lassen. „Doch, wir wollen den Weg, den wir begonnen haben, auch weitergehen!" Und wir mussten das Vertrauen, das oft genug gefährdet war, durch sichtbare Zeichen bekräftigen. Etwa dadurch, dass wir dem uns Anvertrauten, nachdem eine „Duldung" erteilt worden war, auch unser Auto anvertrauten und ihm damit Verantwortung übertrugen.

Eine wichtige Unterstützung fanden wir in unserer evangelischen Kirche in ihren verschiedenen Ebenen, von der örtlichen Flüchtlingsberatung bis zum „Haus der Kirche". In diesem Fall war es hilfreich, dass dem Staat, zum Beispiel in der Person des Landrats, an einem friedlichen Miteinander mit den Kirchen gelegen ist. Und es gab vor allem Unterstützung durch einen Freundeskreis, der uns half, die finanziellen Belastungen zu tragen; es gab Ärzte, die kostenlos medizinische und psychotherapeutische Beratung übernahmen; es gab Rechtsanwälte und vieles mehr.

Ein entscheidender Schritt war dann die Erteilung einer Arbeitserlaubnis durch die Behörden, wobei wir freilich selbst als Arbeitgeber auftreten mussten. Arbeit hatten wir genug, aber dieser neu geschaffene Arbeitsplatz war natürlich eine nicht geringe finanzielle Belastung. Auch war das damit gegebene Verhältnis Arbeitgeber-Arbeitnehmer oft Anlass zu Misstrauen und Vorwürfen. Immerhin boten diese Erfahrungen die Voraussetzung für den Absprung zu eigener Arbeitssuche und -aufnahme.

Es war auch wichtig, ein gegenseitiges Vertrauen mit den Behörden zu gewinnen. Wir mussten entdecken, dass hinter den Schreibtischen, hinter den Verordnungen und ihrer Anwendung auch Menschen sitzen und manchmal sich verbergen. Menschen mit Stärken und Schwächen. Menschen, die ihre

eigenen Erfahrungen mit Asylsuchenden gemacht hatten, deren „Fälle“ sie „bearbeiten“ mussten. Unzählige Briefe, Telefonate und Besuche von unserer Seite waren dazu nötig. Die Frage bleibt aber, ob wir als Vermittler der notwendigen Eigenverantwortung des Flüchtlings damit förderlich waren.

Ein kritischer Punkt in der Beziehung zu unserem neuen Mitarbeiter war sein Begehren der Taufe, dem wir schließlich gemeinsam mit der Pröpstin nachgegeben haben. Wir verstanden diesen Wunsch als das Bedürfnis, nun endlich ganz dazu zu gehören. Was da alles mitspielte, wissen wir letztlich nicht. Ob dieser Wunsch dem Anliegen der christlichen Taufe wirklich gerecht wird, wissen wir auch nicht. Die Hoffnung bleibt, dass irgendwo in seinem Leben die Gewissheit der Gotteskindschaft sich einwurzeln durfte.

Um die Frage des Anfangs aufzunehmen: Was tust Du in einer Situation, wo Du dringend um Hilfe gebeten wirst? Wir haben versucht, uns dem zu stellen, uns auf einen Menschen, den wir nicht kannten, einzulassen. Einem Menschen mit seiner Vergangenheit, mit seinem ganz anderen kulturellen Hintergrund, mit seinem Gewordensein. Das war ein Lernprozess, ein Loslassen unserer Vorstellungen. Dabei haben wir zweifellos Fehler gemacht, sind an unsere Grenzen gekommen, aber wir haben auch Hilfe erfahren, unerwartete vielfältige „Durchhilfe“. Und dass der ehemals Hilfsbedürftige uns nun erfreut, wenn er als Postbote die Briefe bringt, ist sicher nicht das Schlechteste. Für ihn und für uns.

Kirchenasyl in Bewegung:
Perspektiven.
Weiter denken.

Hoffnung wo Verzweiflung droht

Die Gründung der Ökumenischen Bundesarbeitsgemeinschaft Asyl in der Kirche vor 20 Jahren

Von Wolf-Dieter Just

„Unter dem Schatten Deiner Flügel. . .“ – unter diesem Wort aus dem 57. Psalm stand das bundesweite Treffen der Kirchenasylinitiativen im Februar 1994 in der Evangelischen Akademie Mülheim/Ruhr, bei dem die Ökumenische Bundesarbeitsgemeinschaft (BAG) Asyl in der Kirche gegründet wurde. Der Vers lautet vollständig: „Sei mir gnädig, Gott, sei mir gnädig! Denn auf Dich traut meine Seele und unter dem Schatten Deiner Flügel habe ich Zuflucht, bis das Unglück vorübergeht.“ Es ist das Wort eines Flüchtlings, der im Jerusalemer Tempel Schutz gefunden hat. Er weiß, dass Gott dort den Verfolgten und Bedrängten „Asyl“ gewährt. Denn dieser Gott ist ein Gott des Lebens, des Shalom, ein Gott, der die Fremden liebt und schützt. Wer diesem Gott dienen will, für den muss auch der Schutz des Lebens, der körperlichen Unversehrtheit und der Menschenwürde von Flüchtlingen zu einer unbedingten Verpflichtung werden, die durch kein Menschengebot, kein Gesetz, keine Anordnung relativiert werden kann.

Gründung der Ökumenischen Bundesarbeitsgemeinschaft Asyl in der Kirche

Zu dem dreitägigen Treffen waren 140 Teilnehmende aus fast allen Bundesländern angereist. Wochen vorher schon war die Akademie ausgebucht. Gleichgesinnte kamen auch aus den Niederlanden, Österreich und der Schweiz – europäische Verbindungen, die im Laufe der Jahre noch ausgeweitet werden konnten. Zudem war die Vernetzung der Kirchenasylgemeinden von Beginn an eine ökumenische Initiative. Die Evangelische Akademie und der Deutsche Caritasverband hatten gemeinsam eingeladen. Unter den Teilnehmenden waren Vertreterinnen und Vertreter evangelischer, katholischer und freikirchlicher Gemeinden, engagierte Ordensleute, Pfarrerinnen und Pfarrer, Priester, Flüchtlingsbeauftragte verschiedener Kirchen u.a. Nach intensivem Erfahrungsaustausch und inhaltlicher Arbeit über die theologischen, rechtlichen, politischen und praktischen Aspekte des Kirchenasyls kam die Versammlung am Ende zu folgenden konkreten Ergebnissen:

1. Es soll eine bundesweiten Arbeitsgemeinschaft „Asyl in der Kirche“ gegründet werden.
2. Die Umsetzung wird einem Koordinierungsausschuss übertragen, in den je zwei Vertreter_innen pro Bundesland gewählt wurden.
3. Der Koordinationsausschuss soll folgende Fragen weiter beraten:
   a. Einrichtung einer bundesweiten Koordinationsstelle
   b. Aufbau und Herausgabe eines Informationsdienstes
   c. Stellungnahmen zu aktuellen Problemen bei Abschiebungen
   d. Verbreitung der Charta von Groningen
   e. Beteiligung an Kirchen- und Katholikentagen
   f. Briefe an EKD und Bischofskonferenz mit Bitte um Unterstützung dieser Initiative.

Diese Beschlüsse wurden bald vom Koordinierungsrat umgesetzt. Es wurden drei Sprecher gewählt: Hermann Uihlein, Referatsleiter beim Deutschen Caritas-Verband, Jürgen Quandt, Pfarrer und Vorsitzender des Arbeitskreises Asyl in der Kirche Berlin und Wolf-Dieter Just, Studienleiter der Evangelischen Akademie Mülheim. Im Oktober 1994 wurde gemeinsam mit dem „Netzwerk Asyl in der Kirche in NRW“ eine Geschäftsstelle in Köln eingerichtet, um eine Anlaufstelle für Netzwerkmitglieder, Gemeinden und Öffentlichkeit zu haben, um regelmäßig eine Übersicht über alle Kirchenasyle in Deutschland zu erstellen, Erfahrungen zu dokumentieren und auszuwerten und dem Netzwerk zuzuarbeiten. Erster Geschäftsführer wurde Dirk Vogelskamp aus Düren.
Die Arbeit der Bundesarbeitsgemeinschaft hat sich im Laufe der Jahre konsolidiert. Sie wurde 1997 ein eingetragener Verein und finanziert sich aus kirchlichen Mitteln, Spenden, Mitgliedsbeiträgen und einem Förderkreis. Die Geschäftsstelle wurde 1999 nach Bonn verlegt, einige Jahre später nach Berlin.

Die öffentliche Diskussion um das Kirchenasyl 1994

Was war Anlass und Kontext für die Gründung der Bundesarbeitsgemeinschaft? Es hatte schon in Nürnberg und Kassel Ansätze gegeben, Kirchenasylinitiativen bundesweit zu vernetzen. Darauf konnte man aufbauen. Aber bei dem Bundestreffen im Februar 1994 war der Druck zu einem solchen Zusammenschluss besonders groß, denn acht Monate vorher, am 1. Juli 1993, waren die neuen Asylgesetze in Kraft getreten, die das Grund- und Menschenrecht auf Asyl auf drastische Weise aushöhlten. Die Bedingungen für Asylsuchende hatten sich dramatisch verschlechtert. Gleichzeitig machte sich eine Rigorosität im Umgang mit Flüchtlingen breit, die in dieser Form bis dahin unbekannt war. Im gesellschaftlichen Bereich zeigte sich dies an den nicht abreißenden

fremdenfeindlichen Übergriffen, den Brandanschlägen auf Asylbewerberheime, den Hetzjagden auf Flüchtlinge; im staatlichen Bereich am feindseligen Umgang mit Flüchtlingen auf Ämtern, bei der Gewährung sozialer Leistungen, der Unterbringung und vor allem bei den Abschiebungen. Die Qualität der Entscheidungen über Asylanträge war rapide gesunken. Noch nie war so rücksichtslos und massenhaft abgeschoben worden – 1993 und 1994 jeweils ca. 35.000 Menschen. Wenige Wochen vor dem Treffen hatte sich ein junger sudanesischer Flüchtling, Emmanuel Tout, im Herner Abschiebegefängnis erhängt. Sein Asylantrag war als „offensichtlich unbegründet" abgelehnt worden. Tout war sich sicher, dass er bei einer Abschiebung nach Karthoum keine Chance haben würde, dem tödlichen Zugriff der Militärdiktatur zu entkommen.

Die Asyllobby war demoralisiert. Jahrelang hatte sie sich gegen die Abschaffung bzw. Einschränkung des Art. 16 GG zur Wehr gesetzt und alle Kräfte in diesem Kampf mobilisiert. Dann kam die Niederlage vom Mai 1993, als mit einer Zweidrittelmehrheit im Bundestag dieser Artikel 16 fast bis zur Bedeutungslosigkeit eingeschränkt wurde. Das hat eine große Welle von Resignation in der Flüchtlingslobby ausgelöst. Viele zogen sich zurück, Flüchtlingsräte und Asylarbeitskreise schmolzen dahin, der Protest verstummte, das Asylthema verschwand nahezu aus der öffentlichen Debatte.

In dieser Situation meldete sich plötzlich die Kirchenasylbewegung zu Wort, begann sich zu organisieren, zu vernetzen, arbeitete in Gemeinden, um Grundsatzbeschlüsse für das Kirchenasyl herbeizuführen, erhob öffentlich Anklage gegen die Abschiebung von Flüchtlingen in Folter und Lebensgefahr. Kirchenasyl wurde 1994 zu einem Thema der gesellschaftlichen Auseinandersetzung, das bis ins Bundeskabinett hinein Beachtung fand. Es waren insbesondere drei Ereignisse, die diese breite öffentliche Diskussion auslösten[5]:

Ein Anlass war ein Kirchenasyl für 17 von Abschiebung bedrohte Angolaner Anfang 1994 in Berlin. Der Innensenator Heckelmann forderte den Berliner Kardinal Sterzinsky auf, das Verhalten der Pfarrgemeinden „und das damit einhergehende öffentliche Auffordern zum Rechts- und Gesetzbruch" zu missbilligen. Als dieser sich weigerte und sich sogar demonstrativ vor die Gemeinden stellte, kam es zu einem Konflikt, der weit über Berlin hinaus Beachtung fand.

Ein zweiter Auslöser war die Gründung der Ökumenischen Bundesarbeitsgemeinschaft Asyl in der Kirche. Der nordrhein-westfälische Innenminister Schnoor nahm dies zum Anlass, die Praxis der Gewährung von Kirchenasyl scharf zu kritisieren. Er nannte es an-

5 Vgl. zu dem folgenden: Just, Wolf-Dieter (1994): Kirchenasyl – wer trägt die Verantwortung? Zu den Positionen im innerkirchlichen Meinungsstreit, in: epd-Dokumentation 20/1994, S.1-9.

maßend, wenn Christinnen und Christen beider Konfessionen die Anwendung des Gesetzes von ihrer individuellen Gewissensentscheidung abhängig machten. Ein solches Verhalten führe zu einer „Relativierung des Rechtsstaats und der Auslieferung des Rechtsstaats an die Macht des jeweils Stärkeren“. Über diese Kritik kam es zu einem öffentlichen, inhaltlich niveauvollen Briefwechsel zwischen dem Minister und der Bundesarbeitsgemeinschaft, der zur grundsätzlichen Klärung der Positionen beitrug[6].

Den letzten und entscheidenden Anstoß erhielt die öffentliche Diskussion durch ein Spiegel-Interview mit dem Vorsitzenden der Katholischen Bischofskonferenz Karl Lehmann[7], in dem er die hinter der kirchlichen Asylgewährung stehenden Gewissensentscheidungen einzelner Personen verteidigte. Nun sah sich Bundesinnenminister Kanther zu einer Reaktion herausgefordert. Die Kirchen hätten kein Recht, der deutschen Justiz zur Abschiebung anstehende Asylsuchende zu entziehen. Auch die Berufung auf sittliche Überzeugungen berechtige in einem freiheitlichen Rechtsstaat nicht zum Rechtsbruch. Damit war auf höchster Ebene der Streit entbrannt. Es entstand die erwähnte breite Diskussion in der Medienöffentlichkeit. Politiker_innen aller Parteien meldeten sich zu Wort – mit konträren Ansichten. Selbst im Bundeskabinett gab es unterschiedliche Einschätzungen. Anders als der Bundesinnenminister äußerte die Bundesjustizministerin Leutheusser-Schnarrenberger hierfür Verständnis und Respekt.

Auf evangelischer Seite meldeten sich mehrere Bischöfe, Kirchenleitungen und Landessynoden zu Wort.[8] Tenor: Es gibt kein kirchliches Recht, Asyl zu gewähren. Staatliches Recht gilt auch in Kirchen und soll nicht relativiert werden. Es gibt aber eine kirchliche Beistandspflicht, auf die sich Gemeinden, die Kirchenasyl gewähren, berufen können.

Die in der damaligen Diskussion vorgetragenen Argumente prägen die Auseinandersetzungen um das Kirchenasyl bis heute. Die Gegner trugen vor allem zwei Argumente vor:

1. Ein “Kirchenasyl“ gebe es gar nicht. Nur der Staat könne Asyl gewähren. Die Kirche habe staatliche Entscheidungen auch in ihren Räumen zu respektieren. Es gebe in einem demokratischen Rechtsstaat keine rechtsfreien Räume. Einzelne Gruppen oder Institutionen in der Gesellschaft könnten kein eigenes Recht für sich beanspruchen. Wenn heute Kirchen dieses tun, sind es morgen Bürgerinitiativen, Gewerkschaften oder Republikaner. Dies führe zu einer Rela-

---

6 Abgedruckt in epd.Dokumentation 20/1994, S.37ff.

7 Der Spiegel, 16.5.1994. Neu abgedruckt in: epd-Dokumentation 43/1994, S.59-61.

8 Die wichtigsten Stellungnahmen sind in der epd-Dokumentation 20/1994 abgedruckt.

tivierung des Rechtstaats. (H.Schnoor)
2. Den Protagonisten des Kirchenasyls gehe es gar nicht in erster Linie um die betroffenen Flüchtlinge, sondern um Politik. Flüchtlinge würden lediglich instrumentalisiert, um die staatliche Asylpolitik zu desavouieren. Der mühsam zustande gekommene Asylkompromiss solle noch einmal in Frage gestellt werden.

Die Befürworter trugen dagegen folgende Argumente vor:
1. Kirchenasyl richte sich nicht gegen den Rechtsstaat. Christen in diesem Land achten die Gesetze wie alle anderen Bürger. Das Problem liege darin, dass geltendes Recht verletzt werde, wenn Menschen abgeschoben werden, denen im Herkunftsland Folter oder gar Lebensgefahr droht. Dies verstoße gegen Grundgesetz (Art. 1 und 16a), Genfer Flüchtlingskonvention und einfaches Ausländerrecht (§ 53 AuslG). Kirchengemeinden wollen nicht Recht brechen, sondern schützen. Kirchenasyl sei „subsidiärer Menschenrechtsschutz", da wo staatlicher Schutz versagt. (Wolfgang Huber)
2. Es gehe auch nicht um politische Instrumentalisierung, sondern um Menschen – Menschen, denen Gefahren für Leib, Leben und Freiheit drohen. Hier müssten alle formaljuristischen Argumente verstummen. Kirchen könnten sich dem Wunsch dieser Schutzsuchenden nicht verweigern, es gebe eine christliche Beistandpflicht.
3. Über den Einzelfall hinaus müsse es allerdings auch erlaubt sein, nach der ethischen Qualität von Gesetzen und einer Asylverfahrenspraxis zu fragen, die Menschen in solche prekären Lebenslagen bringen, wie sie durch Kirchenasyl offenbar werden. Politische Verfolgung und Gefahren für Leib und Leben würden nicht mit der notwendigen Sicherheit im Asylverfahren erkannt.
In diesem medienwirksamen Konflikt zwischen Kirche und Staat erhielten Kirchenasylaktivistinnen und -aktivisten reichlich Gelegenheit, ihre Position darzulegen. Im Fernsehen wurden Einzelbeispiele von Kirchenasyl gezeigt, in welchen die Flüchtlinge mit ihren individuellen Schicksalen und ihrer Angst zu Wort kamen, wie auch die Mitglieder von Kirchengemeinden, mit ihrer christlichen Motivation zu menschlichem Beistand. Dadurch hat die öffentliche Akzeptanz von Kirchenasyl stark zugenommen. Nach einer repräsentativen Meinungsumfrage des Forsa-Instituts im Juli 1994 meinten immerhin 62% der Deutschen, dass von Abschiebung bedrohte Flüchtlinge unter bestimmten humanitären Umständen in Kirchen ein Asyl finden sollten. Nur 29% waren dagegen. 73% der Bundesbürger_innen meinten, Polizei sollte unter keinen Umständen in Kirchen eindringen dürfen, um Flüchtlinge dort herauszuholen und abzuschieben. Nur 18% waren dafür.
Bemerkenswert ist, dass es zum Zeitpunkt dieser großen öffentlichen Diskussion ganze 20 Kirchenasyle bundesweit gab. Etwa 60 Flüchtlinge wurden

dadurch geschützt – gegenüber 35.000 Abschiebungen im gleichen Jahr: ein Beispiel, welche Kraft von zeichenhaftem Handeln ausgehen kann. Mit 20 Kirchenasylen war die tot geglaubte kritische Diskussion über das Asylrecht wieder aufgelebt. Und auch die breitere Asyllobby fasste wieder Mut. Die Kirchenasylbewegung hatte gezeigt, dass man selbst in jenen schwierigen Zeiten nicht ganz ohnmächtig war.

Zum innerkirchlichen Meinungsstreit um das Kirchenasyl

a. Die zehn Thesen des Rates der EKD [9]

In dieser Situation erhielten die meisten evangelischen Kirchenasylgemeinden deutliche Rückendeckung durch die Leitungen ihrer Landeskirchen. Ein heftiger innerkirchlicher Meinungsstreit entstand jedoch, als im September 1994 der Rat der EKD seine „Thesen zum Kirchenasyl" publizierte. Darin erklärt er zwar – wie die Landeskirchen – dass es eine „christliche Beistandspflicht" gebe, und dass diese auch Menschen gegenüber gelte, „die sich durch eine Ablehnung ihres Asylgesuchs und die dadurch anstehende Abschiebung an Leib und Leben bedroht sehen." Ein solcher Beistand durch Gewährung von Unterkunft, Betreuung, Rechtshilfe etc. sei zunächst nicht rechtswidrig (Thesen 1 + 2). Asyl könne allerdings nur der Staat, nicht die Kirche gewähren (These 3). Widerspruch löste aber insbesondere die These 6 aus:

Gewissensbedingte Rechtsverletzung kann nur persönlich verantwortet werden. Wo Hilfe in rechtswidriger Form, etwa durch Verstecken von Ausländern vor den Behörden, gewährt wird, darf nicht die Kirche als handelnde oder verantwortliche Institution in Anspruch genommen werden. Wer bei seiner Hilfe für Bedrängte nach ernsthafter Prüfung der Sach- und Rechtslage aus Gewissensgründen gegen gesetzliche Verbote verstößt, muss das allein verantworten und die Folgen seines Handelns selbst tragen. Die Bereitschaft, sich dem Vollzug im Wege des zivilen Ungehorsams zu widersetzen und die rechtlichen Konsequenzen dafür zu tragen, ist dann und nur dann als Gewissensentscheidung zu respektieren, wenn sie das Ziel hat, an Leib und Leben bedrohten Menschen zu helfen. Die Kirche kann solche Entscheidungen weder anstelle der einzelnen Christen treffen noch zu ihnen aufrufen. Wer die Kirche oder eine bestimmte Gemeinde in den Rechtsbruch hineinziehen will, begründet damit Zweifel an der Ernsthaftigkeit seiner persönlichen Gewissensentscheidung und an seiner Bereitschaft, die Folgen seines Handelns auf sich zu nehmen." [10]

---

9 Rat der EKD (1994): Beistand ist nötig, nicht Widerstand. Thesen zum Kirchenasyl, Hannover 9./10. September 1994, abgedruckt in epd-Dokumentation 43/1994, S. 47-49.

10 epd-Dokumentation 43/1994, S.47-49.

Diese These stieß in weiten Kreisen der Kirchen auf Unverständnis – von den Gemeinden bis hin zu leitenden Geistlichen der Landeskirchen, aber auch bei vielen Katholiken. Die betroffenen Gemeinden fühlten sich allein gelassen. Wird hier nicht die Verantwortung individualisiert und dem einzelnen Gemeindeglied zugeschoben, während die Kirche sich einfach heraushält? Ja, schlägt nicht die Distanzierung von den Kirchenasylengagierten sogar in Polemik um, wenn der Rat der EKD Zweifel an der Ernsthaftigkeit ihrer Gewissensentscheidung äußert, sofern sie die Kirche „in einen Rechtsbruch hineinziehen"? [11] Hier liegt offenbar die größte Sorge des Rates: „Das Thema ‚Kirchenasyl' darf nicht zu einem grundsätzlichen Konflikt über das Verhältnis von Kirche und Staat gemacht werden" (These 9).

In einer Stellungnahme der BAG Asyl in der Kirche zu den Thesen des Rates heißt es, die Frage des Kirchenasyls dürfe nicht in dieser Weise „individualethisch verengt werden. Wo der gegenwärtige Abschieberigorismus Menschen in Gefahr für Leib und Leben bringt, hat nicht nur der einzelne Christ, sondern auch die Kirche zu widerstehen." [12] Dieser Kritik schlossen sich die evangelischen Studierendengemeinden an, die Konferenz der Ausländerreferenten der Gliedkirchen, Pax Christi und viele andere. Der Bischof der Evangelischen Kirche von Brandenburg, Wolfgang Huber, erklärte gegenüber dem Deutschen Allgemeinen Sonntagsblatt:

„Problematisch ist die These, die Verantwortung für die Folgen des ‚Kirchenasyls' müssten die Einzelnen allein tragen. Beschlüsse zum Schutz von Flüchtlingen werden aber von Gemeindekirchenräten getroffen. Diese gemeinschaftlich getroffene Entscheidung darf nicht individualisiert werden. Wir dürfen die Gemeinden nicht im Stich lassen." [13]

b. Das Gemeinsame Wort der Kirchen zu den Herausforderungen durch Migration und Flucht von 1997

Die Kritik, Kirchenleitungen wollten ihre Verantwortung an einzelne Christ_innen abschieben, hat in der Folgezeit Wirkung gezeigt. In ihrem „Gemeinsamen Wort zu den Herausforderungen durch Migration und Flucht" [14] haben die Kirchen zu einer Neubewertung des Kirchenasyls

11 Vgl. hierzu Lob-Hüdepohl, Andreas (2003): Wer steht in der Pflicht? Theologisch-ethische Überlegungen zu Verantwortlichkeiten beim „Kirchenasyl", in: Just, Wolf-Dieter & Beate Sträter (Hg.): Handbuch Kirchenasyl, Karlsruhe: Von Loeper Literaturverlag, S. 50-69.

12 epd-Dokumentation 43/1994, S.69.

13 Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt 30.09.1994.

14 Kirchenamt der EKD und Sekretariat der Deutschen Bischofkonferenz (Hg.) (1997): „... und der Fremdling, der in Deinen Toren ist." Gemeinsames Wort der Kirchen zu den Herausforderungen durch Migration und Flucht, Hannover.

gefunden und sich den Argumentationsgängen der Kirchenasylbewegung zum Teil bis in die Formulierungen hinein angeschlossen. Kirchenasyl wird jetzt als die oft letzte Möglichkeit gesehen, „um im konkreten Einzelfall Menschenrechtsverletzungen zu vermeiden und eine drohende Gefahr für Leib und Leben im Rückkehrland abzuwenden“ (Ziff. 255). Oft werden im Asylverfahren Gefahren für Leib, Leben und Freiheit nicht erkannt. Zitiert werden Angaben der Ökumenischen BAG Asyl in der Kirche, nach denen in etwa 70% der Fälle von Kirchenasyl „rechtliche oder humanitäre Lösungen zugunsten bedrohter Flüchtlinge“ erwirkt werden konnten. Es folgt eine deutliche Kritik am bundesdeutschen Asylrecht mit seinem unbestimmten Rechtsbegriff der „politischen Verfolgung“ und am Asylverfahren, das den Betroffenen nicht ausreichend Gehör schenkt. „Es ist daher verständlich und auch legitim, wenn Kirchengemeinden in bestimmten Einzelfällen nach gewissenhafter Prüfung zu dem Ergebnis gelangen, sich schützend vor einen Menschen stellen zu müssen, um zu vermeiden, dass ihm der ihm zustehende Grundrechtsschutz versagt wird“ (Ziff. 256). Von daher ist die Praxis des Kirchenasyls

„nicht zuletzt auch eine Anfrage an die Politik, ob die im Asyl- und Ausländerrecht getroffenen Regelungen in jedem Falle die Menschen, die zu uns gekommen sind, beschützen und vor Verfolgung, Folter oder gar Tod bewahren. Kirchengemeinden, die sich für die Verwirklichung dieser Menschen- und Grundrechte einsetzen, stellen daher nicht den Rechtsstaat in Frage, sondern leisten einen Beitrag zum Erhalt des Rechtsfriedens und der Grundwerte unserer Gesellschaft. Sie verdienen für ihr Eintreten für ethische Prinzipien, die zu den Grundlagen unseres Glaubens gehören, grundsätzlich Unterstützung und Anerkennung“ (Ziff. 257).

Dies sind die klaren Worte, auf die die Kirchenasylbewegung und ihre Gemeinden schon 1994 gewartet hatten. Sie benennen deutlich die politischen Defizite, die Kirchenasyl allererst notwendig machen, benennen die Not der Flüchtlinge, denen unter Umständen Verfolgung, Folter oder gar Tod drohen und bescheinigen den Gemeinden, dass sie den Rechtsstaat nicht in Frage stellen, sondern Grund- und Menschenrechte schützen wollen.

Zitiert sei aber auch der letzte Satz dieser Passage:

„Diejenigen, die aus einem Gewissenskonflikt heraus weitergehen und sich zu einem begrenzten Verstoß gegen bestehende Rechtsvorschriften entschließen, müssen dafür freilich wie bei allen Aktionen zivilen Ungehorsams auch selbst die Verantwortung tragen.“

Dies erinnert nun doch noch einmal an die 6. These des Rates von 1994, obwohl die Formulierung moderater ist. Es zeigt sich jedoch, dass die Kirchen

davon ausgehen, dass das Kirchenasyl normalerweise mit den Rechtsvorschriften in Einklang steht und nicht als ziviler Ungehorsam zu bewerten ist. Wer darüber hinausgeht und doch gegen Rechtsvorschriften verstößt (z. B. durch Verstecken von Flüchtlingen), mag aus einem Gewissenskonflikt heraus handeln, muss aber die Konsequenzen selber tragen.

Ausblick

Das Besondere der Kirchenasylarbeit in Deutschland besteht in der Vernetzung der Gemeinden und engagierter Einzelpersonen, organisiert durch die Kirchenasylnetzwerke auf Länderebene und die Ökumenische BAG Asyl in der Kirche mit ihrer Geschäftsstelle in Berlin. Auf diese Weise gibt es immer Ansprechpartnerinnen und Ansprechpartner für Gemeinden, die ein Kirchenasyl erwägen, rechtliche, theologische und praktische Beratung, Dokumentation von Erfahrungen und Öffentlichkeitsarbeit, durch die das Kirchenasyl bekannt wird. Nur darum entstehen regelmäßig neue Kirchenasyle. Zur Zeit wissen wir von 124 Kirchenasylen bundesweit mit 217 Personen, davon etwa 64 Kindern.[15]
Diese Strukturierung unterscheidet die Kirchenasylarbeit in Deutschland von ähnlichen Initiativen in anderen Ländern. Es gab und gibt zwar Kirchenasyle in allen Ländern West- und Nordeuropas, in den USA und Kanada. Bei der Gründung der BAG stand uns z.B. ein spektakuläres Kirchenasyl in Norwegen vor Augen. Dort hatten im Jahr 1993 650 von Abschiebung bedrohte Kosovo-Albaner in 130 Kirchengemeinden Schutz gefunden. Die Aufnahme dieser Flüchtlinge geschah gleichsam „flächendeckend“. Die Gemeinden hielten Abschiebungen in den Kosovo für unverantwortlich und sahen sich in ihrem christlichen Gewissen herausgefordert. Die Bischöfe hatten die Aktion aktiv unterstützt. Es kam zu einem monatelangen Tauziehen zwischen Kirche und Staat. Eine breite Öffentlichkeit nahm daran teil und erfuhr auf diese Weise, welche Gefahren den Flüchtlingen bei einer Abschiebung drohen. Am Ende musste die norwegische Regierung einlenken. Sie sagte zu, alle Asylanträge neu zu prüfen. Bald danach konnten die Flüchtlinge die Kirchen verlassen.
Beim Bundestreffen 1994 fragten wir uns, ob so etwas auch in der Bundesrepublik denkbar wäre; ob auch hier mit einer bundesweiten Aktion ein Abschiebestopp für Kosovo-Albaner, Angolaner oder andere Gruppen ertrotzt werden könnte – unrealistische Träume!
Während Kirchenasyle in anderen Ländern jedoch auf Einzelaktionen beschränkt bleiben, ist das Kirchenasyl hierzulande durch die Gründung der

15 Stand 11. Juli 2014.

BAG fast zu einer „Institution“ geworden – einer Art Härtefallregelung, mit der sich die staatlichen Instanzen mehr oder weniger abgefunden haben. Es gibt hierfür zwar keinerlei offizielle Regelung und manchmal – zum Glück selten – kommt es auch zu gewaltsamen Räumungen von Kirchenasylen. Im Normalfall jedoch überwiegt die Respektierung christlich motivierten Schutzes durch die Gemeinden. Und so haben Kirchenasyle fast immer Erfolg in dem Sinne, dass eine Abschiebung der betroffenen Flüchtlinge verhindert werden kann. In tausenden Fällen konnten Gemeinden Flüchtlinge, denen im Herkunftsland Folter, Lebensgefahr oder unmenschliche Behandlung drohte, schützen – da, wo der gebotene staatliche Schutz versagte. Das ist das Ermutigende in dieser Arbeit, das uns die Kraft gibt, weiterzumachen – im Dienste des Gottes, der alle Menschen als seine Ebenbilder liebt – egal wo sie herkommen und welchen Pass sie besitzen.

Die Kraft des langen Atems

Von Heribert Prantl

Ruhe war erste Bürgerpflicht. Gehorsam war des Christen Schmuck. Das waren Merksprüche im kollektiven Selbstbewusstsein der Deutschen. Viele Jahrhunderte lang wurden sie ihnen eingebläut. Hat man nichts mehr, woran man sich halten kann, so bleibt einem immer noch die Ordnung. Gerade an den Tiefpunkten ihrer Geschichte erwiesen sich die Deutschen daher als – angeblich – ordentlich; mit der Losung „Ruhe, Ordnung, Sicherheit“ brach man Kriege vom Zaum, baute man Konzentrationslager. Heute gewinnt man mit solchen Slogans immer noch Wahlkämpfe. Kein Wunder also, dass das Recht der öffentlichen Sicherheit als das Lieblingsrecht der Deutschen gilt. Und weil Gehorsam die erste Vorbedingung solcher Ordnung ist, erwuchs der Gehorsam gegenüber der Obrigkeit, der staatlichen wie der kirchlichen, zur Nationaltugend. Wenn Gehorsam höchste Tugend war, konnte die Erfüllung der Tugend nichts Schlechtes sein. Und so ist aus dieser angeblichen Tugend die deutsche Not geworden.

Das Kirchenasyl wendet sich gegen diese deutsche Not. Kirchenasyl gehört zur Notwehr von heute. Kirchenasyl ist Notwehr und Nothilfe in demokratischen

und rechtsstaatlichen Zeiten, es ist der Versuch der Korrektur von kalt-mechanistischen Politik- und Verwaltungsentscheidungen. Kirchenasyl ist der Abschied vom blinden Gehorsam, es ist der Abschied von falscher Tugend. Kirchenasyl ist Protest und Widerstand gegen Aberrationen des demokratischen Rechtsstaats. Kirchenasyl ist der Versuch, den Zeitgeist humaner zu machen – ihn zu infizieren mit Respekt gegenüber Flüchtlingen.

Die Kirchenasyle der vergangenen zwei, drei Jahrzehnte haben nicht immer Erfolg gehabt. Nicht alle Flüchtlinge bekamen letztendlich dauerhaften Schutz. Aber all diese Kirchenasyle, die geglückten und die gescheiterten, haben den Geist der Gesellschaft positiv geprägt. Diese Gesellschaft ist heute flüchtlingsfreundlicher als vor zwei, drei Jahrzehnten. Kirchenasyl war und ist ein erfolgreicher Widerstand gegen einen flüchtlingsfeindlichen Zeitgeist.

Widerstand ist ein großes Wort. Widerstand: Das klingt gefährlich, das klingt nach Heroismus. Widerstand – da denkt man an Gandhi, an Martin Luther King, an Dietrich Bonhoeffer, an die Weiße Rose, an den 20. Juli 1944. Der 20. Juli 1944: Noch am Abend dieses Tages wurden Claus Schenk Graf von Stauffenberg und seine Mitverschwörer Friedrich Olbricht, Albrecht Ritter Merz von Quirnheim und Werner von Haeften im Hof des Bendlerblocks in Berlin erschossen. Viele der anderen Widerstandskämpfer gegen Hitler hat dann Roland Freisler, der tobende Präsident des „Volksgerichtshofs", in Schau- und Schreiprozessen zum Tode verurteilt. Diese Widerstandskämpfer waren überwiegend keine Demokraten; nicht wenige von ihnen hatten zuvor dem NS-Regime gedient, waren selbst in unterschiedlichem Maß schuldig geworden. Sie hatten aber, mit sich ringend, den Weg zum Widerstand gefunden – und boten nun dem Totalitätsanspruch des NS-Staates mit kühner Widerspenstigkeit die Stirn. Vor dem Unrechtsrichter Freisler stand ein anderes, ein besseres Deutschland. Mit bemerkenswerter Unerschrockenheit traten sie dem Henker entgegen. Das ist siebzig Jahre her.

Ihre zweihundert Namen müssten eigentlich als Überschrift und Präambel über dem Grundgesetzartikel 20 Absatz 4 stehen; und neben ihren, meist aristokratisch-konservativen Namen müssten die Namen der linken Widerständler stehen, von denen so viele in den Konzentrationslagern elendig umkamen. Dazu die Namen der Mitglieder der Weißen Rose und der von Georg Elser, der schon 1939 im Münchner Bürgerbräukeller eine Bombe gegen Hitler zündete. Dieser Artikel 20 Absatz 4 ist ihr Artikel: „Gegen jeden, der es unternimmt, diese Ordnung zu beseitigen, haben alle Deutschen das Recht zum Widerstand, wenn andere Abhilfe nicht möglich ist". Dieser Satz des Grundgesetzes ist eine Lehre aus verbrecherischer Zeit, er ist Mahnung, er ist Appell – und er ist auch Aufforderung, nicht so

lange zu warten, bis „andere Abhilfe nicht mehr möglich ist“, also nicht erst dann aufzustehen, wenn es zu spät ist. Der Widerstands-Artikel appelliert an die Courage der Demokratinnen und Demokraten, es nicht so weit kommen zu lassen, dass man den großen Widerstand braucht. Dieser Artikel ist auch eine Werbung für den kleinen, für den gewaltlosen Widerstand – für den Widerstand, für den das Kirchenasyl ein wunderbares Exempel ist.

Viele Staatsrechtler halten den Widerstands-Artikel für pathetisches Larifari, für ein verfassungsrechtliches Alien: Wenn der Widerstand erfolgreich sei, so sagen diese Staatsrechtler, dann brauche man doch hinterher keine große Rechtfertigung durch ein ausdrückliches Recht; und wenn der Widerstand scheitere, dann helfe so ein Recht auch nichts mehr. Eine solche Bewertung ist falsch; sie ist Frucht akademischer Überheblichkeit; sie verkennt die Kraft des Symbols. Gewiss: Dieser Widerstandsartikel stand nicht von Anfang an im Grundgesetz; er kam erst zwanzig Jahre später, 1969, hinein – als Kompromissformel angeblich, um der SPD die Zustimmung zu den Notstandsgesetzen zu erleichtern. Wenn es wirklich so war, dann war dieser Artikel das Beste, was die Notstandsgesetze gebracht haben. In ihm stecken die Forderung und die Erkenntnis, dass in der Demokratie der kleine Widerstand beständig geleistet werden muss, auf dass der große Widerstand nie mehr notwendig wird.

Widerstand in der Demokratie heißt anders: Er heißt Widerspruch, Zivilcourage, er heißt aufrechter Gang, er heißt Edward Snowden oder Stuttgart 21; er heißt Cap Anamur, Amnesty, Greenpeace, Pro Asyl und Occupy – er heißt Kirchenasyl. Kirchenasyl demaskiert nicht nur Übelstände, Kirchenasyl hilft in höchster Not und Gefahr. Kirchenasyl schützt vor Abschiebung. Kleiner Widerstand – so nennt man diesen Widerstand gern, um ihn vom großen Widerstand abzugrenzen, vom Widerstand in der Diktatur also, wo er Kopf und Kragen kostet.

Doch auch wenn der kleine Widerstand nicht Kopf und Kragen kostet: Ganz billig ist er auch nicht. Er kostet Zeit, er kostet Kraft. Man wird scheel angeschaut, man hat Unannehmlichkeiten. Man gilt als Quertreiber, als einer, der alles besser weiß. Der kleine Widerständler muss sich als „Gutmensch“ beschimpfen lassen. Manchmal ist der kleine Widerstand sogar strafbar, manchmal führt er gar ins Gefängnis. Man nennt ihn dann zivilen Ungehorsam. Nicht wenige Organisatorinnen und Organisatoren von Kirchenasylen haben erlebt, wie der starke Staat seine Stärke ausgerechnet bei denen erprobte, die Schwache schützen wollten.

Aber bisweilen hat dieser strafbare zivile Ungehorsam sogar die Kraft, seine Bestrafung zu beenden. So war es zum Beispiel beim Widerstand gegen die atomare Nachrüstung in Deutschland: Ein Jahrzehnt lang wurden die Friedens-

demonstranten als Gewalttäter bestraft, weil sie sich vor die Depots gesetzt hatten, in denen die mit atomaren Sprengköpfen bestückten US-Pershing-Raketen lagerten. Aber dann beschlossen die Richter des Bundesverfassungsgerichts 1995, dass solche Sitzblockaden nicht automatisch als Nötigung bestraft werden können; viele Friedensdemonstranten mussten von den Gerichten rehabilitiert und freigesprochen werden. Der Staat hatte geirrt, als er verurteilte. Die Demonstranten hatten den Irrtum ertragen, erduldet und im Gefängnis abgesessen. In diesem Erdulden lag die Kraft zur Veränderung. Es ist die Kraft des langen Atems.

Auch im Kirchenasyl steckt diese Kraft des langen Atems. Und dieser Atem ist der Sauerstoff der Demokratie. Kirchenasyl ist eine der schönsten Formen des kleinen Widerstands. Dieser Widerstand hat nichts mit Umsturz und Gewalt zu tun. Dieser Widerstand äußert sich nicht in lautstarken Umtrieben und Krawallen. Dieser Widerstand hat wenig mit Revolution, aber viel mit Evolution zu tun. Er verlangt Geduld, aber keine Schafsgeduld, sondern eine geduldige Ungeduld. Der Rechtsgelehrte Arthur Kaufmann hat das, etwa zu der Zeit, als die Bundesarbeitsgemeinschaft Asyl in der Kirche gegründet wurde, so formuliert: „Der Widerstand gelangt nie ans Ziel, so wenig wie der Seemann je den Horizont erreicht. Aber er ist die bewegende Kraft, deren das Recht und der Rechtsstaat zu ihrer fortwährenden Erneuerung und damit zur Verhinderung ihrer Entartung bedürfen."

Dieser Widerstand ist eine Geisteshaltung. Wenn es solchen Widerstand gibt, dann gelingt der Politik die Mobilisierung der menschlichen Dummheit nicht, dann bleibt das Gewissen der Menschen wach. Die Bundesarbeitsgemeinschaft Asyl in der Kirche trägt seit zwanzig Jahren dazu bei, dass das Gewissen der Menschen wach bleibt.

Brot & Rosen

Ein Haus der Gastfreundschaft: Hoffnungsort oder Abstellgleis?

Von Dietrich Gerstner

Brot & Rosen ist eine christliche Lebensgemeinschaft im Engagement für Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung in Hamburg. Gemeinsam mit Flüchtlingen aus aller Welt lebt die ökumenische Gemeinschaft in einem „Haus der Gastfreundschaft".

Brot und Rosen – das klingt doch poetisch und lebensspendend. Irgendwie nach erfüllter Hoffnung. Es stimmt, wir haben uns den Namen nicht ohne Grund gegeben. Damit wollen wir umschreiben, was unser Haus der Gastfreundschaft für obdachlose Flüchtlinge – und dann auch für uns als tragende Lebensgemeinschaft – bedeuten kann: Lebensnotwendiges wie ein Dach über dem Kopf und Essen auf dem Tisch. Es geht aber eben auch um mehr. Wir wollen Beziehung leben, die Höhen und Tiefen des Lebens miteinander teilen, spielen und feiern – einen Geschmack vom Festmahl Gottes erahnen.

Seit 1996 lebe ich in der Basisgemeinschaft Brot & Rosen in Hamburg. In den 18 Jahren haben wir mit rund dreihundert Menschen zusammengelebt. Sie kamen aus so unterschiedlichen Ländern wie Türkisch-Kurdistan, Sierra Leone, Bosnien, Togo, Libanon, Zaire-Kongo, Palästina, Algerien, Kolumbien, Bangladesch, Ruanda oder Iran – aus insgesamt fast 60 Ländern. Männer, Frauen und Kinder, unterschiedlichen Religionen zugehörig, alle unter einem Dach, versammelt um einen Tisch zum Abendessen, ein echter „Multi-kulti"-Haushalt. Gemeinsam ist ihnen, dass Not sie obdachlos gemacht hat. Alle helfen im Haushalt mit, kochen, putzen oder kaufen ein. Manche leben nur wenige Tage mit uns, andere bleiben mehrere Jahre. Für sie wird unsere Hausgemeinschaft zu einem Zuhause auf Zeit.

Wir haben in den vergangenen Jahren mit vielen unserer Mitbewohner_innen Hoffnungsvolles erlebt. Nicht selten war ihr Leben bei uns auch von Erfolg „gekrönt": eine neue Aufenthaltserlaubnis, die Geburt eines Kindes oder die selbstbestimmte Weiterwanderung in ein anderes Land.

Aber es gab natürlich ebenso häufig auch das Gegenteil. Endloses Warten auf neue Perspektiven, Scheitern aller Bemühungen, sich vertiefende Depressionen, verlorene Hoffnungen, die in tiefer Verzweiflung münden. Und das zum Teil über Monate und Jahre. Da

scheint es naheliegend, dass auch wir als Begleiter_innen in Resignation verfallen. Zumal die politische Großwetterlage nicht gerade ermutigend ist, wenn z.B. immer wieder von der Berliner Politik über einen neuen „Ansturm“ von Roma aus Serbien und Mazedonien getönt wird, ohne mit einer Silbe die erbärmlichen Lebensbedingungen dieser Menschen und ihre Diskriminierung zu erwähnen. Oder angesichts der Ausweitung von allerlei Haftgründen gegen Flüchtlinge, die letztlich fast alle Flüchtlinge betreffen könnten. Aber auch gegen die nun neuerdings beschworene „Willkommenskultur“, z.B. im Stile des Hamburger Bürgermeisters Olaf Scholz, der vor allem diejenigen willkommen heißt, die wir haben wollen und die uns als Gesellschaft nützen, gilt unsere Gastfreundschaft Menschen in Not und streiten wir gemeinsam mit ihnen für ihre Menschenrechte. Denn diese Gastfreundschaft verstehen wir durchaus politisch und kämpferisch und nicht in dem Sinne, dass „Wohltätigkeit das Ersäufen des Rechts im Mist der Gnade“ ist (frei nach Pestalozzi).

Hoffnungslosigkeit können sie sich nicht leisten

Ich habe von meinen Mitbewohnern und Mitbewohnerinnen gelernt, dass sie sich den „Luxus der Hoffnungslosigkeit“ nicht leisten können, zumindest nicht auf Dauer, wenn sie überleben wollen. Und so lasse ich mich gerne und oft anstecken von der Lebensfreude Meleks, dem hoffnungsvollen Gleichmut Aymans oder dem Humor Bashirs. Sie alle sind Menschen, die Schreckliches erlebt und erlitten haben und die sich dennoch immer wieder aufrappeln und weiter gehen. Menschen, die mir Vorbild und Ansporn sind, selbst auch nicht den Mut sinken zu lassen. Leben wir nicht alle zum Teil von der Hoffnung Anderer?

Da ist zum Beispiel die kurdische Familie Yelek: Mit zwei kleinen Kindern, davon ein Neugeborenes, entzieht sie sich nach einem abgelehnten Asylantrag der drohenden Abschiebung und reist zu Familienangehörigen nach Hamburg. Diese bitten uns um vorläufige Aufnahme der Familie in unserem Haus. Nach mehreren Monaten des Zusammenlebens wird für die Familie ein Kirchenasyl gefunden, von dem aus die Verfahrensfehler im ersten Asylantrag korrigiert werden sollen. Die Eltern waren vor ihrer Flucht in der Türkei politisch aktiv und sind bedroht von Folter und Gefängnis bei einer Rückkehr in die Türkei. Trotz aller Beschwernis blühte die Mutter so bei uns auf, dass sie bald in der Küche herumwirbelte und für das ganze Haus leckeres Abendessen kochte.

Oder der 33-jährige Hussein aus Somalia. Nach einer wahren Odyssee über den Sudan, Libyen, Malta und halb Europa ist er nun in den USA angekommen, um dort ein neues Leben zu beginnen. Bei Brot & Rosen konnte er auf seiner Suche nach einer Perspektive eine „Rast“

von mehreren Monaten einlegen, neu Kraft schöpfen und klären, wie es für ihn weitergehen könnte. Darüber hinaus waren wir sein Rückhalt, als die schreckliche Nachricht aus Somalia kam, dass seine beiden kleinen Kinder auf dem Schulweg in ein Feuergefecht geraten waren. Sein Sohn war sofort tot, die Tochter schwer verletzt. Im Bangen um ihr Leben fand er bei Brot & Rosen, gerade auch bei unserer internationalen Hausgemeinschaft Trost und praktische Unterstützung. Hier, unter vormals Fremden, hat er eine neue Familie gefunden, die ihn zum Weitergehen ermutigte. Wie er dann sein Lachen und seine Lebenskraft wiederfand, das war und ist wirklich inspirierend für mich.

Gastfreundschaft und Kirchenasyl

Ein „Haus der Gastfreundschaft" für Flüchtlinge ist nicht dasselbe wie ein Kirchenasyl, auch wenn für den einen oder die andere Mitbewohner_in bei Brot & Rosen sogar ein Kirchenasyl ausgesprochen worden war. Schließlich leben wir auf kirchlichem Grund und Boden und die örtliche Kirchengemeinde ist Eigentümerin unseres Hauses.

Aber Gastfreundschaft ist wesentlich für jedes Kirchenasyl. Beim Kirchenasyl geht es zwar primär um die (Wieder-) Herstellung von Recht oder zumindest um die Schaffung eines Freiraums für die Klärung von Perspektiven. Doch die Haltung der Gastfreundschaft ist der Anfang jedes Kirchenasyls. Alleine, weil es „politisch richtig" oder eine „Christenpflicht" ist, lässt sich kein Kirchenasyl gestalten. Die Menschen im Kirchenasyl sollen auch spüren, dass sie, im wahrsten Sinne des Wortes, angesehen sind, dass es um sie als Menschen geht, und nicht nur um ein Prinzip der Gerechtigkeit. Dann kann es auch zu der Erfahrung gelebter Gastfreundschaft kommen, dass wir durch unsere Aufnahme von Fremden tatsächlich „Engel" beherbergen, wie es der Hebräerbrief formuliert (Kap.13,2). Mit dieser Erfahrung beschenken wir uns als Gastgebende nicht zuletzt auch selbst! Und das gilt, auch wenn unsere Gäste auf den ersten Blick nicht immer wie Engel daher kommen, nicht perfekt sind oder auch „dunkle Geheimnisse" haben, die sie nicht (sofort) mit uns teilen wollen (oder können). Unsere Bibel ist voller Geschichten von Flucht und Migration und all den gewundenen Pfaden, auf denen Flüchtlinge und Migrant_innen auch heute noch oft unterwegs sind. So spiegelten z.B. unsere großen biblischen Vorbilder im Glauben, Abraham und Sara, die als „Wirtschaftsflüchtlinge" (!) nach Ägypten kamen, dem Pharaoh falsche Tatsachen über ihre Identität vor, um Abraham vermeintlich

zu schützen. Den Preis dafür hatte vor allem Sara zu zahlen, die vom Pharaoh „zur Frau genommen“ wurde[16]. So ergeht es auch heute ungezählten Frauen auf der Flucht, dass sie vergewaltigt und verletzt werden und darüber in aller Regel nicht offen sprechen können. Nein, die Menschen, mit denen wir es zu tun haben, sind nicht immer ehrlich oder höflich oder nett. Vielleicht treten sie sogar fordernd auf und verlangen nach ihrem Recht. Das ist im Alltag nicht immer leicht auszuhalten, und sicherlich ist das Zusammenleben einfacher, wenn wir alle an einem Strang ziehen und uns einigermaßen gut verstehen. Aber grundsätzlich verstehen wir auch, dass Flüchtlinge Botschafterinnen und Botschafter einer ungerechten Welt-un-ordnung sind, von der wir hier im Norden und Westen der Erde seit Jahrhunderten profitieren. Sie stehen vor uns einerseits als Opfer und bitten um Hilfe. Andererseits stehen sie auch vor uns und fordern laut und deutlich wie die Witwe vor dem ungerechten Richter: „Schafft uns Recht!“[17]. Wir sollten beides hören und ernst nehmen.

Und wir tun dies auch in dem Glauben, dass an Gottes reich gedecktem Tisch alle Platz haben werden „aus allen Nationen und Stämmen und Völkern und Sprachen.“ (Offenbarung 7,9). In diesem Glauben handeln wir schon heute und laden ein an unseren Tisch und in unser Haus – sei es im „Haus der Gastfreundschaft“ von Brot & Rosen oder in den Raum einer Kirchengemeinde, um ganz praktisch den Schutzraum zu leben und uns am Tisch als Hausgenoss_innen zu begegnen.

---

16 Siehe dazu die Geschichte in 1. Mose 12, 10-20.
17 Vgl. Lukas 18,3.

Dein Name ist mir nicht gleichgültig.

Gedanken zu Jesaja 43,1-6

Von Verena Mittermaier

1 Aber nun spricht Gott so:
Ich habe Dich geschaffen, Jakob, und Dich gebildet, Israel:
Fürchte Dich nicht, denn ich habe Dich erlöst,
ich habe Dich bei Deinem Namen gerufen, Du bist mein.
2 Wenn Du durch Wasser gehst, bin ich bei Dir,
und Wasserströme überfluten Dich nicht.
Wenn Du durch Feuer gehst, verbrennst Du nicht,
und die Flamme versengt Dich nicht.
3 Denn ich bin Dein Gott, Deine Gottheit, heilig in Israel, Dir zur Rettung.
Ich gebe Ägypten als Lösegeld für Dich,
Äthiopien und Saba an Deiner Stelle,
4 weil Du in meinen Augen teuer bist, Du mir wichtig bist und ich Dich liebe.
Ich gebe Menschen an Deiner Stelle und Völker für Dein Leben.
5 Fürchte Dich nicht, denn ich bin mit Dir.
Von Osten bringe ich Deine Kinder und im Westen sammle ich die Deinen.
6 Ich sage zum Norden: „Gib her!“ und zum Süden: „Halte nicht zurück!“
Ich bringe Deine Söhne heim aus der Ferne,
und Deine Töchter von den Enden der Erde.

Gott spricht:
Fürchte Dich nicht, denn ich habe Dich erlöst,
ich habe Dich bei Deinem Namen gerufen, Du bist mein.
Wenn Du durch Wasser gehst, bin ich bei Dir,
und Wasserströme überfluten Dich nicht.

Viele Menschen in unseren Tagen machen die gegenteilige Erfahrung. Sie werden von Wasserströmen überflutet. Sie treiben in überfüllten Booten vor den Küsten Europas auf dem Mittelmeer. Wenn ihr Boot in Seenot gerät oder der Treibstoff ausgeht, verdursten, verhungern oder ertrinken die Menschen, die nicht rechtzeitig gerettet werden. Zu Hunderten. Zu Tausenden. Exakte Zahlen der Toten gibt es nicht, weil viele Todesfälle nicht registriert werden. Doch allein die offiziell dokumentierten Todesfälle im Mittelmeer und Atlantik bei dem Versuch, Europa zu erreichen, beziffert die Organisation „Fortress Europe" auf über 14.000 seit den 90er Jahren. Andere sprechen von weit über 23.000 Toten[18]. Unsere Meere vor den Toren Europas sind riesige Friedhöfe.

Zwei Meldungen aus jüngerer Zeit: Die eine berichtet vom Glück im Unglück für einen Großteil der Beteiligten – in dramatischen Rettungsaktionen konnten an einem Wochenende mehr als 900 Bootsflüchtlinge durch die italienischen Küstenwache in Sicherheit gebracht werden. Die Menschen stammten unter anderem aus Syrien, Afghanistan und Eritrea. Dutzende der Flüchtlinge hatten sich, als ihr Boot in Seenot geriet, an einen großen Thunfisch-Fangkäfig geklammert, den ein Fischkutter hinter sich herzog. Sieben Menschen kamen dabei um. Die anderen konnten geborgen werden. Zu den Geretteten eines Bootes gehörte ein Baby, ein kleines Mädchen, das während der Überfahrt von der Türkei nach Italien geboren worden war.

Fürchte Dich nicht, denn ich habe Dich erlöst,
ich habe Dich bei Deinem Namen gerufen, Du bist mein.
Wenn Du durch Wasser gehst, bin ich bei Dir,
und Wasserströme überfluten Dich nicht.

Die andere Meldung: Zwei Überlebende haben Klagen gegen das französische und das spanische Militär eingereicht. Der Vorwurf, den die Gerichte zu klären versuchen: 2011 kreuzten zahlreiche NATO-Schiffe vor der libyschen Küste. Wie konnte es passieren, dass sie nicht den Flüchtlingen zur Hilfe kamen, die Ende März 2011 so lange ohne Wasser vor der libyschen Küste in einem kleinen Boot hin- und hertrieben, bis 63 Menschen tot waren?

---

18 Vgl. Pro Asyl (2014): http://www.proasyl.de/de/news/detail/news/neue_schaetzung_mindestens_23000_tote_fluechtlinge_seit_dem_jahr_2000/?utm_medium=twitter&utm_source=twitterfeed&cHash=883f96a58392be8e8bc3d52b5dd67a26&no_cache=1&sword_list[0]=neue&sword_list[1]=sch%C3%A4tzung&sword_list[2]=2000, 31.03.2014.

Ähnlich erging es den 82 Männern, Frauen und Kindern, deren Boot im August 2009 ohne Antrieb im Meer zwischen der afrikanischen Küste und Sizilien dahintrieb. Die Insassen kamen aus Eritrea, Äthiopien und Nigeria. 23 Tage lang müssen die Flüchtlinge miterleben, wie immer wieder Schiffe an ihnen vorbeifahren. Keines hält an. Keines leistet Hilfe. Niemand informiert Rettungskräfte. Nacheinander verdursten und verhungern die Menschen. Manche stürzen sich ins Wasser. Als schließlich ein Schiff zur Hilfe kommt, sind 77 Menschen gestorben. Nur fünf haben das Unglück überlebt.

Fürchte Dich nicht, denn ich habe Dich erlöst,
ich habe Dich bei Deinem Namen gerufen, Du bist mein.
Wenn Du durch Wasser gehst, bin ich bei Dir,
und Wasserströme überfluten Dich nicht.

Viele der toten Flüchtlinge auf den Meeren sterben namenlos. Ohne Grab. Ohne Grabstein. Keine Behörde vermerkt ihren Namen, keiner benachrichtigt offiziell die Familien, die oft lange Zeit im Ungewissen bleiben, was mit ihren Hoffnungsträgern geschah. Da gibt es niemanden, der diesen geliebten Kindern, Ehepartnern, Vätern, Müttern ein würdiges Andenken bewahrt. Keinen, der gar die Familien um Vergebung bitten würde. Die Anonymität, die Namenlosigkeit steigert noch das unermessliche Leid und die Tragik jedes einzelnen Todesfalles.

Ich habe Dich bei Deinem Namen gerufen.
Beim Namen genannt zu sein, verleiht Würde. Persönlichkeit. Wertschätzung des unverwechselbaren einzelnen Menschen.
Wer fragt nach den Namen der toten Flüchtlinge in den Meeren an den Grenzen Europas? Eine erste, mindeste und nötige Geste ist es, die namenlosen Flüchtlinge überhaupt zu bemerken. Ihr Schicksal wahrzunehmen, die Geschichten aufmerksam zu hören. Den Überlebenden Glauben zu schenken. Nach dem Ergehen der Angehörigen zu fragen.

Hören wir stellvertretend auf die Stimme eines Großvaters aus Eritrea – Pro Asyl hat sie öffentlich gemacht – der seine 22-jährige Enkelin bei jenem Unglück im August 2009 verloren hat:
„Der Sinn der menschlichen Existenz hört da auf, wo Europas Außengrenzen […] beginnen. Der Tod unserer Kinder ist eine Hinrichtung, die durch die europäische Abschottungspolitik verursacht wird. Meine Enkelin starb einen sehr qualvollen Tod, obwohl sie hätte gerettet werden können. Mit ihren gerade einmal 22 Jahren hat

man ihr das Leben genommen. Mich berührt oder schmerzt nicht nur der schreckliche Tod meiner Enkeltochter. Ich trauere um jedes einzelne Opfer, das einen so qualvollen Tod erlitten hat. Ich nehme jeden Morgen, Mittag und Abend Abschied von ihnen. Und dennoch träume ich, dass die jungen Menschen eines Tages nach Hause zurückkommen werden. Das bedeutet für uns als Familie Hoffnung ohne Ende. Und das tut am meisten weh: Diese Tragödien haben mit der Angst und Unsicherheit vieler Europäer vor anders aussehenden Mitmenschen zu tun."

Weiter schreibt der Großvater: *„Wie kann es sein, dass unsere Kinder 23 lange Tage von etlichen Schiffen gesehen und dennoch nicht gerettet wurden? Meines Erachtens ist das menschenverachtend. […] Allein wenn ich an die Fischer und das Marine-Personal denke, die an den nach Hilfe schreienden Menschen vorbeigefahren sind und nichts unternommen haben, weil sie Angst um ihre Existenz hatten, empfinde ich absolut kein Verständnis. […] Die neue Dimension der Gleichgültigkeit den Menschen gegenüber ist noch gefährlicher als Hass. Wenn Du jemanden hasst, so erkennst Du immerhin seine Existenz an, in dem er Dir ein Dorn im Auge ist. Ist Dir jemand vollkommen gleichgültig, so erkennst Du nicht einmal seine Existenz an. Und das ist gefährlich und zwar für alle Kontinente dieser Erde."*

Fürchte Dich nicht,
heißt es zweimal im Jesajatext.

Fürchte Dich nicht.
Gründe sich zu fürchten, Fürchterliches, Furchtbares gab und gibt es genug – damals wie heute.
Damals war das Volk Israel zerstreut und in die Fremde verbannt. Exilanten, Migrantinnen, Flüchtlinge. Vertrieben aus der zerstörten Heimat, dem einstigen Lebensmittelpunkt, der in Trümmern lag, Jerusalem. Dem Krieg entkommen. Angefeindet von ihrer Umgebung im Exil. Vor ihnen eine ungewisse Zukunft.
Reichlich Gründe zur Furcht!
Und zwar überraschend ähnliche Gründe zur Furcht, wie sie viele derjenigen haben, die in unseren Tagen Zuflucht in Europa suchen. Die Heimat zerstört. Der einstige Lebensmittelpunkt in Trümmern. Dem Krieg oder Bürgerkrieg knapp entkommen. Die Zukunft ungewiss.
Reichlich Gründe zur Furcht!

Fürchte Dich nicht.
Was können die Gründe sein, sich nicht zu fürchten? Die Argumente gegen die Angst? Damals? Heute?

Israel bringt in seinem prophetischen Text das Bekenntnis zum Ausdruck: Was immer uns geschieht, Gott ist mit uns. So ist es uns überliefert und so gilt es auch für uns, in unserer misslichen Lage. *Fürchte Dich nicht, denn ich bin mit Dir. Ich bin der „Ich bin da",* sagt Gott, so nennt er sich, so ist sein Name. *Ich bin da.* So haben unsere Vorfahren Gott erlebt, als er sie aus der Knechtschaft in Ägypten befreite. So ist Gott auch mit uns, hier im babylonischen Exil. Mitten in allen Bedrohungen. Mitten in den Wasserströmen, mitten in den Feuerflammen. Denn dass Gott mit uns ist, heißt nicht: es gibt keine Bedrohungen mehr, wir werden vor allen Herausforderungen verschont. Es heißt aber: Wir werden mit diesen Bedrohungen und Herausforderungen nicht allein gelassen. Wir können mitten darin auf Gottes Beistand vertrauen. Wir sind geborgen in der Hand dessen, der uns geschaffen und ins Leben gerufen hat.

Sind das nicht gute Gründe gegen die Furcht – bis heute?
Kraftquellen, um Angst zu überwinden, um den Bedrohungen zu begegnen?
Oder ist es zynisch, angesichts Tausender von Toten in den Meeren von guten Gründen gegen die Angst zu sprechen?
Behält das Fürchterliche nicht allzu oft Oberwasser, im wahrsten Sinne des Wortes?

Hören wir noch einen Schritt weiter auf Jesaja. Wir werden an eine Utopie erinnert, die die Bibel hochhält, die wir nicht aus den Augen verlieren sollen, mitten in unserer oft angstmachenden Welt. Wir sollen sie nicht aus den Augen verlieren, im Gegenteil: soweit irgend möglich, schon wahr werden lassen, ihren Vorgeschmack kosten.

Gott sagt:
Fürchte Dich nicht, denn ich bin mit Dir.
Von Osten bringe ich Deine Kinder und im Westen sammle ich die Deinen.
Ich sage zum Norden: „Gib her!" und zum Süden: „Halte nicht zurück!"
Ich bringe Deine Söhne heim aus der Ferne,
und Deine Töchter von den Enden der Erde.

Wie Gott die verstreuten Kinder Israels sammelt und heimführt, so werden einst auch alle Völker zum himmlischen Jerusalem strömen, davon ist der Prophet Jesaja überzeugt. Vom Osten und Westen, vom Norden und Süden werden sie kommen und in Zion gemeinsam das himmlische Friedensreich erleben. Der Wolf beim Lamm, der Schlächter beim Opfer, der Grenzschützer beim Bootsflüchtling. Auch das Neue Testament im Lukasevangelium greift diese Vision im Lukasevangelium auf: „Es werden kommen von Osten und von Westen, von Norden und von Süden, die zu Tisch sitzen werden im Reich Gottes." Mit einem Festmahl erwartet Gott seine geliebten Menschen von allen Enden der Erde. Bewirten und verwöhnen will er die, die heute in ihren Booten nicht das Nötigste zum Überleben haben.

Ich entdecke hier Bilder, die eine große Kraft entfalten können gegen all das, was uns ohnmächtig erscheinen lässt, was in Angst und Schrecken hält, was lähmt.
Gründe gegen die Angst.

Lassen wir uns davon anstecken und ermutigen. Auch ganz praktisch.
Dass wir Gastlichkeit leben. Dass wir Tischgemeinschaft pflegen.
Dass wir Menschen, die den Weg hierher geschafft haben, die überlebt haben, die bei uns gestrandet sind und Zuflucht suchen, herzlich aufnehmen.
Dass unsere Gemeinden Orte werden und bleiben, in denen Raum und Schutz, Zeit und Beistand zu finden sind.
Fragen wir wie Gott nach jedem einzelnen Namen – derer, die jetzt hier sind, und jener, die mit ihnen aufbrachen und nicht lebend ankamen. Hören wir auf die Geschichten.
Stehen wir für Gottes Zusage ein, auf dass sie wahr werde, immer wieder, jetzt und hier und für diesen Menschen, der gerade an die Kirchentür klopft, und allen Wasserfluten zum Trotz:
Fürchte Dich nicht, denn ich bin mit Dir.

Wo kämen wir denn hin?

Zukunftsvisionen von Kirchenasyl

Von Fanny Dethloff

Wo kämen wir denn hin
Wo kämen wir denn hin
wenn niemand ginge
um einmal zu schauen
wohin wir kämen
wenn wir gingen
(Kurt Marti)

Es ist schwer, die Zukunft voraus zu sagen und Hoffnungen zu wecken.
Wir sehen unsere Gesellschaft gespalten, zwischen denen, die Zuwanderung um jeden Preis begrenzen wollen – aus Angst vor zuviel Fremdheit, wegen Argumenten wie Ressourcenknappheit, Rettung des Sozialstaats etc. – und denen, die sich um die Alterspyramide sorgen und nur leistungsbezogene Zuwanderung wollen.
Asyl- und Flüchtlingsrecht ist ein anderes Instrument als das der Einwanderungspolitik. Asyl ist Menschenrecht und es gilt hier wachsam zu bleiben. Den Stimmen, die permanent von „illegaler" Einwanderung in die EU sprechen, aber Flüchtlinge meinen, die keine Chance auf einen geregelten, sicheren Zugang zu Europa haben, muss in jeder Hinsicht widersprochen werden.
Aufklärung ist dabei nur eine Möglichkeit und wie man sieht, hilft sie nur wenig.
Das Geschrei um die „Einwanderung von EU-Bürgern aus Rumänien und Bulgarien in die sozialen Netze" war besonders groß in Bayern, wo man der Meinung war, dass gesetzlich dringend gegengesteuert werden müsse: Ein knappes Dutzend rumänischer Staatsbürger haben in Bayern „Hartz IV" beantragt. Und die Flüchtlinge? Die wollten all die Jahre arbeiten, durften nicht und wurden somit kränker und kränker.
Wir werden uns auf harte Kämpfe einstellen müssen. Vor allem die Roma aus Serbien, dem Kosovo, Bosnien, Mazedonien bleiben eine Herausforderung für die Frage der Menschenrechte und unser Verständnis von Asyl, wenn die Bundesregierung diese Länder per Gesetz zu sicheren Herkunftsstaaten erklärt. Dass Diskriminierung, Ausschluss vom Zugang zu Bildung, zum Gesundheitswesen und zu rechtlicher Unterstützung Menschen in die Flucht treibt, ist nicht diesen Menschen vorzuwerfen, sondern der EU, die versäumt hat, handelnd einzugreifen.
Der „Dublin-Wahnsinn" treibt viele Menschen um, denn die so hochgelobte „Willkommenskultur" widerspricht dem Herumschieben von Flüchtlingen innerhalb der EU. Es gibt Fälle, in denen Menschen bereits in sechs verschiedenen europäischen Ländern waren und

immer wieder in das Erstaufnahmeland (zurück)geschoben wurden, welches weder Integration noch Perspektive für die Flüchtlinge bietet, geschweige denn eine soziale Minimalabsicherung.

Inzwischen erheben Flüchtlinge, Vertriebene innerhalb der EU und andere selbst ihre Stimmen: Sie fordern das Recht, sich den Platz zum Leben selber aussuchen zu dürfen. Man wird sehen, wieweit die Freizügigkeit der EU gehen wird, ob sie die wirtschaftlichen Aspekte, den Binnenarbeitsmarkt und die sozialen Fragen lösen kann. Aber das Vorgehen, Menschen zu zwingen an einem Ort auszuharren, wo es kein menschenwürdiges Leben und keine Zukunft gibt, wird in jedem Fall zum Scheitern verurteilt sein. So sehr Ordnungspolitiker dann die „Haftkeule" herausholen, wie sie es jetzt planen: Auffanghaft, Abschiebehaft, die Haftgründe sollen erweitert werden. Zur zivilgesellschaftlich geforderten „Willkommenskultur" passt das nicht.

Was leistet da Kirchenasyl? Wir, in den Kirchengemeinden und in der Flüchtlingssolidarität, zeigen, dass wir miteinander teilen können, uns einsetzen füreinander, Rechte sichern helfen. Und dass es sich lohnt, Menschen zu fördern, Kinder zu schützen und die Freude am Leben zurückzugewinnen.

Wenn ein allein ordnungspolitischer Staat auf den Schwächsten der Schwachen herumtrampelt, drückt dies mehr als deutlich aus, wie hier mit Menschen – egal ob Bürger_innen oder nicht – umgegangen wird.

Wir können das Zusammenleben mit den – immer noch vergleichsweise wenigen – hier ankommenden Flüchtlingen gestalten, wenn wir als demokratische Gesellschaft Partizipationsangebote schaffen.

In Zukunft werden wir weiterhin herausgefordert sein, für eine Gesellschaft mit Vielfalt einzutreten und den ordnungspolitischen Ansätzen zu widersprechen, die uns weismachen wollen, wir würden untergehen, wenn wir uns schützend an die Seite von Menschen stellen.

Traum

Ich träume von Kirchengemeinden
Die eine bunte Mischung sind aus jung und alt
Hiergeborenen und Zugewanderten
Aus verschiedenen Sprachen
Ohne Ansehen der Person
Offen für die, die da kommen
Ein Schutzhaus für die
Die in Not sind
Die Kinder
Die Alten
Die Fremden
Die Kranken
Ein bunter Ort mit Gesang und Feier
Mit gemeinsamem Weinen und Lachen
Mit Hoffnung und Aushalten der Ohnmacht
Und immer wieder
Mit dem Aufstand der Lebendigkeit

Kirchen. Asyl. Und eine Gemeinde, die außer sich gerät

Von Christoph Keienburg

Dieser Artikel ist 1994 in *Junge Kirche* 7/8 veröffentlicht worden und wird hier mit freundlicher Genehmigung des Verfassers erneut abgedruckt.

Wenn eine Gemeinde Flüchtlingen Asyl gewährt, geraten Hierarchien, Rollen und der Gemeindealltag durcheinander. Erfahrungen aus der sauerländischen Kirchengemeinde Lendringsen, in der zwei Asylsuchende 21 Tage lang Zuflucht fanden.

Die – angesichts der allgemeinen ökumenischen Müdigkeit – recht verblüffende Erkenntnis vieler Gemeinden, dass am Strick, dem Geschoss aus der Heckler & Koch-Mündung, den Ketten ehemaliger NVA-Panzer, der systematischen Verhungerungspolitik der G7 und befreundeter Stämme entronnene Menschen, kurz Flüchtlinge genannt, in ihrer Nähe „untergebracht" sind, und dass sich aus dieser Präsenz der dem Tod (durch körperliche Gewalt oder auf Raten) mit knapper Not entronnenen lebendigen Menschen Folgen für das Handeln, Glauben und Bekennen dieser Gemeinden ergeben…

Etwa, dass sie also hier bleiben sollen, weil es bei Lichte abendländischer Vernunft und des Evangelii ersten und zweiten Testamentes betrachtet keinen einzigen Grund gibt, dass sie es nicht sollten. Was auch immer sich als Argument ins Spiel bringt (Betroffenheiten, Unzumutbarkeiten, Unfinanzierbarkeiten, gar die neonationale Besetzung der „kulturellen Different" im Zuge eines Modells universeller Apartheid), greift nicht tiefer als die Erinnerung an einige immer wieder mit knapper Not ähnlichem Tode zunächst entronnene, schließlich ihm dann doch ausgeliefert Leute, die zwischen Entrinnen und Auslieferung all diese Argumente widerlegten, dekonstruierten, als geschichtlich gewachsenen und damit veränderbaren Firlefanz erwiesen…

Wie sie hierbleiben sollen?

Genau wie alle anderen, versteht sich. Wenn auch nicht von selbst. Es wird eine Zeit brauchen, bis die Straßenschilder auch türkische und kurdische Namen tragen (wie in Boston, Massachusetts, Namen in Thai, Spanisch und Englisch), die Kids ihre Wahl zwischen dem Erlernen kroatischer Dialekte oder des Lingala nicht mehr eigens begründen müssen, eine im Iran geborene

Bundespräsidentin beim Moscheentag der Vorsitzenden der altreformierten portugiesischsprachigen Frauenhilfe in Deetmold das Bundesverdienstkreuz am Bande verleiht… Wie sie solches mit Hilfe des nicht mehr oder minder organisierten Volkes Gottes hierzulande bewerkstelligen werden, dazu vielleicht später noch einmal. Erstmal: dass sie hierbleiben können.

Denn noch finden sich Gemeinden in grauer Vorzeit wieder. Weiße Männer lassen von Computern Gutscheine/Übertrittsbescheinigungen/Abschiebebescheide erstellen, um das Eigene, das vom Aussterben bedroht ist (Grimms Märchen, Goethes Faust, Gottschalks Late Night Show und G3-Maschinengewehre), gegen Überfremdung durch Frauen, Männer und Kinder zu verteidigen, die andere Märchen erzählen, Hemingway lesen, Sinn für Humor haben oder deren Dörfer von den Errungenschaften deutscher Kultur in Schutt und Asche gelegt wurden. Noch grassiert allerorten die Mär vom rechtsfreien Raum, der entstehe, wenn die Körper der Flüchtenden von Christenleuten, die guten Grundes vermuten, dass sie etwas später sterben werden, zum Bleiben bewegt werden; Recht sei vielmehr das Verfahren, ihre Leiber wieder über die Grenze zu werfen, sie in Minen- oder mit anderen für sie zum Verzehr bestimmten Produkten bestückte Felder zu bugsieren oder in sonstige Räume, die von Recht nur so überquellen.

Aber fern aller Versprachlichungen und Bebilderungen des „Ausländer-/Flüchtlingsproblems“ in den herrschenden Redeweisen (von „Zumutbarkeit“ bis „Überfremdung“, von „Welle“ bis „Flut“), hinter dem Rücken der hochbezahlten Bemühungen, die brutalen Effekte der neuen Gesetze semantisch abzufedern („Schüblinge“ werden in „Hafthäusern“ auf ihren „Grenzübertritt“ „vorbereitet“), kristallisiert sich die „Flüchtlingsarbeit“ zunehmend als Schlüssel-(generatives) Thema heraus, das, wo es zündet, Leute (sog. Deutsche) in Bewegung versetzt, zu Wasser, zu Lande, in der Luft, vor allem aber zu Fuß. Den Bewegungen des Herzens und der Hände (woher Schuhe für die Kinder, Reise in den Zoo und die vom Evangelium nur stirnrunzelnd gedeckten Weihnachtseinladungen) schließen sich Bewegungen in der Rübe, im Automobil, auf dem Velo, im Zug, zuweilen auch auf Bankkonten an (Blättern in Gesetzestexten; Wie ringe ich dem Sozialamtsmenschen noch eine OP ab? Woher ‘ne Bude für die fünf Blagen? Welche AnwältIn kennt sich da aus, wer zahlt? Wer kauft Gutscheine drei Tage vor’m Verfallsdatum?)

Schließlich gar Bewegungen in den Kirchenbänken. And that’s the point. Vor diesen Kairos hat Gott hin und wieder Flüchtlingsarbeitskreise („AK“ oder „AG Flüchtlinge“, „AK Asyl“, „AG Menschenrechte“, „AK MigrantInnen“ o.ä.) gesetzt. (In unserem Fall gleich zwei von der Sorte: den aus einer antirassistischen Telefonkette heraus entstandenen AK Asyl Menden und den vor einem Jahr

gegründeten „Ökumenischen Arbeitskreis Christen gegen Rassismus und Fremdenfeindlichkeit Lendringsen".)
Diese Arbeitskreise wiederum arbeiten eng zusammen mit den von Caritas, Diakonischem Werk – zuweilen in einem joint venture mit den Kommunen – eingerichteten Beratungs-, Begleitungs-, Betreuungsstellen. Es entsteht eine Gruppe, ein Pool, ein Netz von Leuten, die sich (unabhängig davon, ob sie jetzt „haupt-", „ehren-", „neben- " oder sonstwie amtlich „tätig" sind) innerhalb von Wochen oder Monaten in schier unfasslicher Schnelligkeit professionalisieren. Ohne sie, ihre Genauigkeit, ihre Neugier, ihre Detailversessenheit, ihre Zähigkeit verstünde nicht nur bis heute niemand in der Bundesrepublik auch nur eine Zeile des perfiden „Asylpaketes" und seiner apokalyptisch anmutenden Zahl von Sonder-, Spezial- und Apartheidregelungen; ohne sie könnte man den Gedanken an konfliktive Aktionen wie Gutscheintausch oder Kirchenasyl getrost ins nächste Jahrtausend verschieben.

Gottlob gibt es sie aber

Und wenn Gemeinden irgendwann entdecken, dass das die Leute sind, die ihre Arbeit tun, dann passiert etwas. Vorher passiert weniger. Ohne das überhaupt nix. Nix Kairos, nix Kirchenasyl. Auch wenn Bischof Lehmann – gelobt seien seine markigen Worte – sich das vielleicht so vorstellt, wenn er das Gewissen des(!) einzelnen zum Dreh- und Angelpunkt des Kirchen-Asyl-Verfahrens macht. Eine Bischofs Wohnung nebst Hausstand mag hinreichen, um eine kurdische Familie vor dem „Schub" zu bewahren; der arbeitslosen Jungmathematikerin 22m² Appartment nimmer. Da braucht's die großen Säle mit romanischem, gotischem, neoklassizistischem Säulenwerk, mit viel Platz oben und daneben, und da braucht's schon ein paar Dutzend, die Flugblätter verteilen, Uniformen beschwichtigen, das Faxgerät bedienen, den Kocher ein- und ausstöpseln, den Bewegungsmelder überprüfen, die Nachtwachen einteilen, Transparente malen (wie einst in Colorado, zu Hoch-Zeiten des Sanctuary-Movements: „Fremder, wenn Du hier vorbeikommst, nimm Deinen Hut ab. Du betrittst heiligen Boden"), die Mülleimer leeren, Tisch und Stühle rücken, Mut zusprechen, die Nachtwachen bei Laune halten, die Lebensmittel besorgen, die Austrittswilligen hereinbitten, die sanitären Anlagen in Schuss halten, die Nachtwachen in den Tag entlassen, die Wäsche waschen, die Presse noch einmal einladen, den Arzt rufen, den Telefonakku aufladen, Flugblätter verteilen, den Raum für den Gottesdienst herrichten, die Solidaritätstelegramme aushängen, die Verwünschungstelegramme abheften, das Programm für den Abend noch einmal durchsprechen, in den anderen Gemeinden, auf Straßen und Plätzen davon erzählen, den Behörden erläutern, erklären, einsichtig

machen, Liedblätter kopieren, die Nachtwachen hereinlassen und instruieren, mit den Müden zur rechten Zeit reden…
Wenn Gemeinde das für sich entdeckt, und meist ist das so, dass einige ihrer „Säulen“ ein, zwei, drei Leute näher kennengelernt haben und es sich einfach plötzlich nicht mehr vorstellen können, dass die jetzt plötzlich weg sollen: Bei dem, was die mitgemacht haben! Und dann zurück in diese Lage. Warum die jetzt weg sollen und wir hierbleiben, das verstehe, wer will. Wir jedenfalls glauben denen, wie wir jemandem von uns glauben, ach quatsch: von uns – das sind doch unsere Leute! (Hat nicht auch ihn/sie erschaffen, der uns im Mutterleibe schuf, hat nicht der eine uns im Mutterschoß bereitet?, frug einst Hiob im einunddreißigsten Kapitel.)
Wenn Gemeinde an diesen point of no return gerät (und später wird sie dann auch anderen, die sie vielleicht nicht so gut kennt, deren vergleichbare Situation die sich jetzt aber ausmalen kann…), dann…

Rollentausch im Sauerland

Eine kleine Gemeinde im Sauerland hat soeben den Rubikon überschritten. Und zu beschreiben, was in ihr, mit ihr, ihr passiert ist, fällt deshalb nicht leicht, weil natürlich entsetzlich viel Neues auf sie hereingeprasselt ist – die willkommen-anstrengende Publizität, die jäh hineinragt in das Geschehen, der Trubel, das Angesprochenwerden, die plötzliche Prominenz, die neuen Leute. Das ließe sich jetzt alles doll in tausend Worte fassen, denn vieles war wirklich ganz neu und – zumindest in jenen Breiten – ungewohnt, und fast geriete man in Gefahr, die frischen Erlebnisse und Erfahrungen unter gemeindepädagogischen, soziologische, ekklesiologischen, organisationstheoretischen, kirchenpolitischen Gesichtspunkten zu beleuchten – allzu groß die Versuchung, hieraus wieder etwas zu basteln, was sich für die Beteiligten ganz ausgezeichnet liest, alle anderen aber allzu modellhaft-didaktisierend, kurz uninteressant dünkt.
Wahr ist und festgehalten zu werden lohnt: Es geschieht etwas, etwas wirklich Neues. Die Gemeinde (lassen wir es erst einmal bei dem diffusen Interpretationsrahmen „Gemeinde“) verändert sich; nichts ist für die Beteiligten so, wie es vorher war.
Es ereignet sich etwas, das sich von anderen geplanten und absehbaren Ereignissen (dem 75. Geburtstag der Frauenhilfe, dem Kreisposaunenfest, der Renovierung des Gemeindesaales, der Einweihung der neuen Orgel) in fundamentaler Hinsicht unterscheidet.
Dieser Unterschied zwischen vorher und nachher ist so banal wie entscheidend. Die Parochie und ihre sozialen und symbolischen Strukturen tendieren bekanntlich zu ihrer eigenen Verweigerung. Kontinuitäten gehören zu ihrem Selbstverständnis: So aufregend auch die Debatten um die Details radikaler Veränderungen (wie die Länge des wö-

chentlichen Konfirmandenunterrichts, die Farbe der Paramente, die Größe der neuen Spülmaschine, die Anschaffung eines Faxgerätes, eine Einstellung oder Entlassung einer neuen Mitarbeiterin, die Massentaufe am Pfingstmontag, das Hinzustoßen neuer Gemeindeglieder zur Kerngemeinde, der Wegzug, Tod, Austritt anderer) sein mögen – selbst der Wechsel im Pfarramt, ein in einer auf dieses Amt zugeschnittenen sozialen Struktur überaus einschneidendes Ereignis, ändert allenfalls Unmerkliches an der Perpetuierung des jeweiligen Gemeindebildes (den Erwartungshaltungen, Projektionen, dem Beteiligungsverhalten) des harten Kerns, der Gottesfürchtigen, der Austrittswilligen.

Für 21 Tage gerät „die Gemeinde" in einen Bereich außerhalb der Normalität, sie gerät außer sich, gewissermaßen. Dies gilt selbstverständlich nicht in gleichem Maße für alle Beteiligten, wohl aber verändern sich Themen der Zusammenkünfte, Zuschnitte der Veranstaltungen, zugewiesene Rollen werden durchbrochen, zumindest verändert; für Momente geraten die Hierarchien durcheinander (Kenntnisse des Kroatischen oder des Französischen sind für Momente denen des Griechischen oder Hebräischen überlegen); Zeiten und Rhythmen geraten aus dem Takt…

Schwer zu entscheiden, welches Gewicht dabei der – subjektiven – Disposition der einzelnen Beteiligten zukommt, sich in einem Ausnahmezustand (der Bedrohung, des Gefordert-Seins) zu befinden, und welcher Anteil den tatsächlichen facts (zwei Leute können im Moment nicht hier raus; 40 bis 50 kümmern sich um ihr Wohlergehen; man kriegt und verschickt Briefe, überprüft gelegentlich den Bewegungsmelder; die Polizei patroulliert draußen, um Rechtsradikale abzuschrecken, der Küster mäht den Rasen usw.) zuzuschreiben ist.

…Welche Rolle das Gefühl spielt, in diesem Moment auf eigenen Entschluss für Asylsuchende wirklich verantwortlich zu sein, weil es für die hier Aufgenommenen, nicht zuletzt aufgrund der Tatsache dieser Aufnahme (gestiegener Bekanntheitsgrad des „Falles", durch ein Versehen geraten die Namen in einen Pressebericht, was die Gefährdung für die beiden Betroffenen in ihrem Herkunftsland erhöht) keine Alternative gibt, dass es hier wirklich ernst ist, dass vom eigenen Durchhaltevermögen, dem eigenen Verhalten, dem gemeinsamen Erfolg der Unternehmung die Unversehrtheit von Leib und Leben der Betroffenen abhängen, dass ein Versagen sich verbietet…

…Welche Rolle die plötzliche Prominenz der Beteiligten spielt, das Gefragtsein und -werden, das Wissen, dass auch die anderen um diese Verantwortung wissen. Welche Rolle erst die Ahnung, dann das Wissen, plötzlich Anfeindungen ausgesetzt zu sein, Feindschaften auf sich zu ziehen, an Konflikten beteiligt zu sein, die sich nicht mehr durch Kompromisse lösen lassen, und in denen die Kontrahenten signalisieren, dass die

Vergebungs-Semantik zumindest bei ihnen auf weiteres nicht mehr greift. (Besonders wichtig ist dies für die, die normalerweise gerade die Kontinuität repräsentieren: Funktionäre wie Organist, Sekretärin, Kindergärtnerin, Presbyterin, Pastoren oder Pastorinnen: Schon im Prozess zu ahnen oder auch zu wissen, dass hernach nichts mehr beim alten sein wird: Die Ausgetretenen bleiben draußen; die selbsternannten Feinde bleiben auf absehbare Zeit Feinde.)

…Welche Rolle andererseits die Freundschaften spielen, die jetzt entstehen, im gemeinsamen Wissen um die Anomalität und Besonderheit dessen, was hier gerade erlebt wird, im Bewusstsein, dass – im Unterschied zur sonst so beliebten in-einem-Boot und on-the-way-Metaphorisierung noch der banalsten kirchlichen Aktivitäten – hier nun wirklich Matthäi am letzten ist, und dass, wer hier „aussteigt", u.U. am katastrophalen Scheitern der anderen schuld wäre…

…Welches Glück, die Solidität dieser teilweise erst entstehenden Verbindlichkeiten, einer wirklich funktionierenden Kooperation zu entdecken, sich der kreativen Potentiale (Ideen, Problemlösungen, Überwindungen der „kritischen" Momente) zu erfreuen, die sie freisetzt… Die Befriedigung, dabei zu sein, wichtig zu sein, gebraucht zu werden und diesen Ansprüchen gerecht zu werden… (Im Unterschied etwa zu dem unbefriedigenden Gefühl, das einst zuweilen auf dem Nachhauseweg eintrat, soeben wieder einmal als Gehilfin des Pfarrherrn instrumentalisiert worden zu sein.)

Beteiligung

Eben nicht nur die alten, sondern auch die neuen Leute. Wie bei jeder Art von Gemeinwesenarbeit, die sich selber ernst nimmt, schwinden Angebote, die „dem Publikum" unterbreitet werden, zugunsten der Beteiligung desselben. Statt Töpfern, Häkeln, Yoga, Krabbeln, wo man hingeht oder auch nicht, plötzlich: involvement, compromiso. Hier wirst Du gebraucht, tua res agitur. Jemand muss wissen, wie eine Telefonkette aufgebaut wird, wo man Widerspruch einlegt, welche Ärztinnen und Apotheker wann zu erreichen sind, wie Rechtsanwältinnen, Schreiner, Lehrerinnen herzubewegt werden können.

Leute, die sich selbst und guten Gewissens als kirchenfern titulieren, sehen sich plötzlich in der Pflicht, werden hineingesaugt in die Gemeinde, geraten in Gruppen von Leuten, die sagen: „Wir können heute leider nicht auf Sie verzichten." Finden sich dann, zu ihrer eigenen Verblüffung, jäh in irgendwelchen Gottesdiensten wieder, in der Hand Kärtchen mit dem Aufdruck: „Am Sonntag, dem 22., sind wir mit Brot, Käse, Milch, Aufschnitt, Duschgel oder Klopapier dabei. Bitte ankreuzen. Wir waschen ab. Wir putzen die Fenster. Ich bleibe über Nacht."

Statt den endlosen Fürbitten für „die

Obdachlosen“, „die Armen“, „die Entrechteten“ ausgeliefert zu sein, deren unverbindliche Abstraktionen sie einst, neben anderen, aus der Kirche getrieben haben, sehen sich diese Agnostiker plötzlich mit Schlüsselgewalt betraut, zu binden und zu lösen, hereinzulassen oder auch lakonisch mitzuteilen: „Bitte, ich bin hier nicht zuständig. Bitte warten Sie auf den Kollegen, der hier das Hausrecht hat.“ Und solches im Wissen, dass hinten, untenrum, irgendwo, zwei Leute hocken in banger Erwartung, Leute, für die es um alles geht…

Wenn eine Gemeinde, und das heißt schon immer auch: ein Gutteil des Presbyteriums, sagt: „Wir steigen ein“, braucht sie sich am allerwenigsten einen Kopf um ihren Bestand an Seelen zu machen: Es wird ihr dieses alles wohl zufallen.

Fragen, zu deren Beantwortung die neue Gemeinde vorstößt

Wie funktioniert eigentlich dieser Staat aus Perspektive derer, die er nicht da haben will? Wie ist es bestellt um diese merkwürdige Unterscheidung von „Wirtschafts-“ und „politischen“ Flüchtlingen? Was maßt Ihr Euch an, hier Sonderrechte zu beanspruchen? Seid Ihr nicht auch dem demokratischen Grundkonsens unterworfen?

Ist das jetzt eigentlich illegal oder nicht? Also gut, das Asyl ist öffentlich. Wir treten dazwischen. Wir wissen ein bisschen mehr, ein bisschen genauer. Wir haben uns genauer informiert, wir haben andere Kontakte, andere Informationen als die Lageberichte des Auswärtigen Amtes. Außerdem glauben wir ihm/ihr erstmal. Bei uns gilt zunächst die Unschuldsvermutung, nicht der Verdacht. Wir treten dazwischen. Nicht, weil wir jemanden so gern fünf Monate lang beköstigen, betreuen, bei uns haben wollen. Wir treten dazwischen, damit Ihr das nochmal überprüft: Ist dem Grundgesetz, der Genfer Flüchtlingskonvention, der Erklärung der Menschenrechte entsprochen worden? Wir bezweifeln das. Wir fordern Euch auf, in aller Öffentlichkeit, Euern und unseren Ansprüchen Genüge zu tun!

Gut soweit. Und was, wenn sie trotzdem kommen und räumen? Würden wir dann sagen: „Bitte sehr, hier sind sie?“

Es sind doch nicht nur die elfundachtzig Bibelstellen, die die Fremdlinge, die Flüchtlinge, Vertriebenen, Heimatlosen schützen… Die Bibel, eine Sammlung von Fluchtgeschichten, wohl wahr…

Aber müssten wir nicht noch einen Schritt weitergehen, über das Betreuen, Begleiten, das samaritermäßige Hinab(!) beugen hinaus, herunter vom „Gewähren“? Ja, doch, ja, das ist schon viel, gegen die Schieber, Asylkompromissler, gegen die aus-den-Akten-aus-dem-Sinn-Mentalität, gegen die, in deren Reden die Forderung nach einer „Liberalisierung der Waffenexporte“ und nach der „Bekämpfung von Fluchtursachen“ in tödliche Nähe zueinander geraten… Wohl wahr, es braucht Institutionalisie-

rungen von unten (es muss eine Handvoll Menschen geben, die über den Zugang zu gewissen Geheimnummern verfügen)…
Es bedarf kirchlicher Juristen, die auch einmal einen Prozess der Landeskirche gegen das Sozial- bzw. „Ausländer“amt eines Regierungsbezirks, eines Landes, eines Bundes führen; auch braucht es Theologinnen und Theologen, die uns entdecken, was Gott seiner/ihrer Kirche bedeuten will, wenn er/sie einige ihrer Gebäude urplötzlich in „heiliges Territorium“ verwandelt.

In was aber verwandelt er/sie ihre Leute?

Sein wie die Träumenden

Ein Traum von Kirche als a-sylon

Von Dietlind Jochims

Asyl.
Wörtlich übersetzt ist a-sylon das Nicht-Plünderbare, das, was nicht weggenommen, nicht verletzt werden darf. Nicht Geld oder sonstiger Besitz sind gemeint, sondern: Was gehört so wesenhaft, so unveräußerlich zum Menschen, dass es a-sylon ist? Es ist die Würde des Menschen, die nicht-plünderbar ist,
die Rechte, die jedem Menschen zustehen und nicht verletzt werden dürfen.

Das a-sylon gehört unbedingt zur und in die Kirche.
Wir sind, alle Menschen sind zum Ebenbild Gottes gemacht und gedacht,
und so liegt die Würde jedes Menschen und die Achtung seiner Rechte
im Kern unseres Glaubens. Als a-sylon.

Das ist gute biblische Tradition und findet sich auch als Spur in der Geschichte der Kirchen: Im Mittelalter waren Freisteine auf Kirchgrund Schutzorte, Asylringe oder -kreuze an Kirchenportalen gaben mehr als nur symbolische Sicherheit vor (Lebens-)Bedrohungen oder Verfolgung.
Berühmt sind zum Beispiel der Asylring an der Seitentür von Notre Dame
oder das Asylkreuz an einem Eingang der Münchner Frauenkirche.

Die Überzeugung, dass Menschen, deren Würde und Rechte bedroht und verletzt werden, Schutz brauchen - unseren Schutz, unsere offenen Türen, einen (vorerst) sicheren Ort bei uns: All das ist seit jeher Kirchen-a-sylon.

Die Bundesarbeitsgemeinschaft Asyl in der Kirche hält und stärkt diesen Gedanken in Deutschland seit 20 Jahren. Das ist gut so! Und notwendig!
Es tut gut, zu sehen, dass diese Überzeugung lebendig ist und mit kraftvollem Handeln einhergeht: Die Zahl von Kirchenasylen steigt.

Wir machen etwas richtig, wenn Flüchtlinge Gemeinde als einen sicheren Raum wahrnehmen. „Here I feel safe“, sagt das Mädchen aus Tschetschenien, das von ihrer Familie mit 13 verheiratet wurde.
Wenn die junge Frau aus Mazedonien über ihre Zeit im Kirchenasyl sagt, hier sei endlich ein Ort gewesen, an dem sie als Mensch gesehen wurde.
Dabei, ergänzt sie, bedeute „Rom“, Angehöriger der Roma, doch nichts anderes als „Mensch“.

Wenn der Kirchenvorstand ehrlich über Bedenken diskutiert und dann einmütig sagt: Wir bieten Schutz und Unterkunft, weil wir als Christinnen und Christen nicht nur beten, sondern auch handeln.
Wenn die Unterstützenden sagen, die gegebene Hilfe hätte ihnen gut getan und sie bestärkt, weil sie so unmittelbar sinnvoll ist.
Dann sind das Funken von einem Feuer, das den Raum des a-sylon wärmt.

Und dann beginne ich zu träumen von einer großen und gesamten Kirche, die uns stolz machen kann, weil und wenn sie aufrecht bezeugt.

In diesem Traum sind Kirchenasyle selbstverständlicher Teil einer gastfreundlichen und fröhlichen Offenheit, die wir miteinander einüben.
Da winkt der junge Mann aus dem Iran, seit kurzem in der Hamburger Gemeinde zu Hause, der kein Deutsch sprechenden älteren Syrerin freundlich mit der Kaffeekanne in der Hand zu und ruft „Willkommen in unserer Gemeinde".
Da gibt es Ringe oder Kreuze oder Blicke, die signalisieren: Hier gibt es Raum. Schutz-Raum. Für all das, was unterdrückt oder verfolgt oder verletzt wurde und wird. Über der Tür steht „karibuni" neben „willkommen".

Es gibt Plätze zum Ausruhen und Zur-Ruhe-Kommen in unterschiedlichen Facetten: Von der Kirchenbank, die vor der Kirche zum Ausruhen an der Bushaltestelle steht bis zu dem Raum zum Ausruhen und Krafttanken, den beschädigte und traumatisierte Körper und Seelen brauchen.
Da gibt es ein selbstbewusstes „Wir", das in Bewegung bleibt.
Da gibt es die Courage und Ermutigung, Ängstlichkeit und Gleichgültigkeit zu überwinden. Die Bedenkenträger schauen immer noch gründlich hin, aber ihr Fundament ist jetzt Zuversicht. Die Zweifelnden können erste Schritte machen, weil jemand sie stützt.
Da gibt es viele, die sich gegenseitig stärken, um andere stärken zu können, und diese Stärkung muss nicht nur aus uns selbst wachsen:
In die Visionen einer Zukunft mischen sich die biblischen Bilder und die Kraft, die das Berühren der mittelalterlichen Kirchenportale mit ihren Schutzzeichen auch heute noch freisetzt.

Ich träume von einer Kirche, einem Deutschland, einem Europa als a-sylon.
Da werden die Zäune nicht noch höher gebaut und die Furcht vor den Fremden wird nicht mehr genährt. Pauschal als sicher erklärte Herkunftsländer mit systematischer Diskriminierung gibt es nicht mehr, und das Hin- und Herschieben von

Menschen hat der Pflege von zarten neuen Wurzeln Platz gemacht.

Die Kirche als a-sylon, als Garantin und Schützerin dessen, was nicht zerstört oder verletzt oder genommen werden darf. Ein Ort von Freiheit und Entfaltung. Das ist ein wunderbarer Traum. Kirchenasyl als politischer Begriff ist ein Teil davon.
Es steht für diesen Traum nicht an einem u-topischen Ort,
sondern inmitten einer manchmal erschreckend harten Realität.
Abgesprochene Würde und missachtetes Recht sind nicht selten Kollateralschäden von scheinbaren Sachzwängen, auch im „Rechtsstaat" Deutschland.

Manche sagen: Wer Visionen hat, möge zum Arzt gehen.
Und diese Kirchenasylvision bedürfe einer Heilung, denn sie sei ungesetzlich, illegal.
Ich sage: Die Realität ist immer höchstens auf dem Weg zum Ideal.
Und die Realität unseres „Rechtsstaates" bleibt oft zurück hinter
dem (eigenen!) Ideal und Anspruch von Gerechtigkeit.
Solange Menschen Fehler machen, braucht es Mahnende, Wachende, Träumende, die erinnern an Ziel und Anspruch: die Idee eines Staates, der die Würde und Rechte jedes einzelnen Menschen achtet und schützt.
Bis dahin, wo Gerechtigkeit und Friede sich küssen.
Und das ist noch ein langer Weg.

Manche sagen: Das ist halt so und das geht doch nicht anders.
Ich frage: Welchen Wert haben Visionen von einem anderen Leben, wenn alle Fantasie unter dem Sachzwang verkümmert? (vgl. Dorothee Sölle)
Kirche als Asylort erfordert Mut.
Wo wir den alleine nicht haben, lasst ihn uns sammeln.
So kann er stark genug werden auch für die Rückschläge, die Desillusion und die Wut, die Wegbegleiter sind.
„Ich hätte nie gedacht, dass das geht", sagt eine Kirchenvorsteherin im Rückblick auf die sieben Jahre dauernde Unterbringung einer sechsköpfigen kurdischen Familie in Kirchenräumen.

Miteinander geht es. Und dann, irgendwann und zwischendurch immer wieder, werden wir sein wie die Träumenden und unser Mund wird voll Lachens sein. Und auch die, die unter Tränen gesät haben, werden mit Freuden ernten.[19]

19 Vgl. Psalm 126.

„Zuflucht ist ein menschliches Wesen“

Oder: Die stille Radikalität des Kirchenasyls

Von Birgit Neufert

„Zuflucht ist kein Ort. Es ist ein Mensch. Jeder Mensch ist ein Heiligtum, eine Stätte der Zuflucht. […] Jeder Mensch ist allein dadurch, dass er Sohn oder Tochter des Menschengeschlechts ist, eine lebende Zufluchtsstätte, in die niemand eindringen darf.“ (Elie Wiesel) [20]

Familie Selim wohnte seit 12 Jahren in Deutschland – Vater, Mutter, 6 Kinder. Sie sind Yesiden und somit Angehörige einer religiösen Minderheit in ihrem Herkunftsland. Die älteste Tochter bereitete sich gerade auf ihren Hauptschulabschluss vor, die beiden jüngsten Söhne, die in Deutschland geboren sind, gingen noch in die Grundschule. Jahrelang hatten sie als „Geduldete“ hier in Deutschland gelebt – das heißt, dass ihre Abschiebung „vorübergehend ausgesetzt“ wurde. Dann plötzlich, an einem ganz normalen Mittwoch im September, erhielten sie keine weitere „Duldung“ mehr, sondern einen Brief der Ausländerbehörde mit dem Datum ihrer Abschiebung. Sie sollten zurück in ihre „Heimat“ – wo ihnen Verfolgung und Folter gedroht hätten. Und somit stand für die Familie fest: Sie würde alles in Bewegung setzen, um nicht abgeschoben zu werden. Sie kontaktierte eine Kirchengemeinde, bat um Hilfe. Und nach vielen Telefonaten fand sich eine Gemeinde, deren Pfarrhaus seit längerem leer stand. Dort konnte die Familie erst einmal wohnen. Im Kirchenasyl.

Dann musste alles ganz schnell gehen: Mit ein paar helfenden Händen trugen wir Matratzen, Bettwäsche und Handtücher ins Haus, einen Kühlschrank und Geschirr, ein paar kleine Möbel. Innerhalb kürzester Zeit konnte die Familie einziehen. So beginnen Kirchenasyle: in der Praxis, sehr greifbar, mit alltäglichen Dingen, obwohl die Situation so ganz und gar nicht alltäglich ist.

In den darauffolgenden Monaten besuchten wir – ein paar Menschen, die von der Familie und ihrer Situation gehört hatten und sich gegen die Ungerechtigkeit ihrer Abschiebung einsetzen wollten – sie regelmäßig: Wir erkundeten gemeinsam die Gegend, suchten nach den besten Einkaufmöglichkeiten, tranken Tee und aßen zusammen (auch

20 Wiesel, Elie (1993): Der Flüchtling. In: Just, Wolf-Dieter (Hg.): Asyl von unten. Kirchenasyl und ziviler Ungehorsam – Ein Ratgeber, Reinbek: Rowohlt Taschenbuch Verlag, S. 17.

wenn uns manchmal angesichts der Situation, die uns zueinander führte, das Essen im Halse stecken blieb), begleiteten sie zu Beratungsstellen, spielten mit den Kindern Fußball, halfen bei den Hausaufgaben, tauschten Musik aus. Gleichzeitig kümmerte sich ein Anwalt um die rechtlichen Schritte – und tatsächlich: Nach langen Monaten des Wartens und dem unermüdlichen Einsatz des Anwalts, durfte die Familie endlich in Deutschland bleiben.

Kirchenasyl – oder auch: Zuflucht, um bei dem Begriff von Elie Wiesel zu bleiben – ist viel mehr als „Hilfe in Not". Wenn jeder Mensch „eine lebende Zufluchtsstätte" ist, dann bedeutet das auch, über das bestehende System von „Helfenden" und „Hilfeempfangenden" hinaus zu denken, einander „auf Augenhöhe" zu begegnen, sich gegenseitig zu schützen, Zuflucht zu sein und Zuflucht zu finden. Das geht sicherlich nicht ohne Widersprüche – weil die Geschichte der Welt ist, wie sie ist. Und die können wir nicht ungeschehen machen. Und so bedeutet Kirchenasyl immer wieder: Widersprüchlichkeiten, Ungereimtheiten oder die Abwesenheit von Antworten auszuhalten; die Gleichzeitigkeit von eigenen Träumen und der Geschichte der Welt, von Momenten des Teilens und bleibenden Ungerechtigkeiten, von Ohnmacht und Hoffnung.

Die Gemeinschaft im Kirchenasyl fordert uns heraus, uns selbst und die Gesellschaft, in der wir leben, in Frage zu stellen. Auch wenn uns immer wieder das Mitleid mit Opfern von Gewalt, Folter und Krieg packen mag – möge uns doch lieber die Wut darüber packen, dass die Gesellschaft, in der wir leben, die Fluchtursachen selbst produziert. Und das nicht erst jetzt, sondern seit Jahrhunderten. Doch gerade diese globalen Zusammenhänge nehmen im Kirchenasyl Gestalt an, prägen die persönliche Begegnung, werden am eigenen Leibe spürbar. Und gerade deshalb ist die Gemeinschaft im Kirchenasyl eine Chance, zu lernen. Miteinander. Und voneinander. Immer wieder. Und nicht zu glauben, wir hätten schon alles verstanden.

Nicht zuletzt wird auf diese Weise auch ein Begegnungsraum eröffnet, der sonst in aller Regel konsequent vom Staat verhindert wird, indem Geflüchtete lieber in abgeschiedenen Sammelunterkünften untergebracht werden, als dass sie selbstständig und in Nachbarschaften leben dürften. Der Pressesprecher des niedersächsischen Ministeriums brachte das in einem dpa-Interview vor einigen Jahren auf den Punkt: Bis ihr Status geklärt ist, sollten sich Flüchtlinge gar nicht integrieren. Eine Gemeinschaft, in der Menschen unabhängig von ihrer Herkunft zusammen sein können, weist über unser bestehendes, segregierendes System hinaus. In der Vision vom Reich Gottes, wie es in der Bibel dargestellt ist, wird – nicht nur für die Zukunft, sondern auch für das Hier und Jetzt – ein ähnliches Bild gezeichnet: eine Gemeinschaft von Menschen, die an einem

Tisch sitzen, die von Osten und Westen, von Norden und Süden gekommen sind[21]. Und nebenbei bemerkt, ist dies eine Gemeinschaft, die sich in den Städten dieser Welt findet, auf den Straßen, in der Nachbarschaft – nicht in der Kirche, weil es die laut Bibel im Reich Gottes gar nicht gibt: „Und ich sah keinen Tempel darin", sagt Johannes im letzten Buch der Bibel über die „neue", die zukünftige Stadt[22].

Trotzdem ist und bleibt Kirchenasyl eine umkämpfte Praxis. Auch wenn es in den meisten Fällen von Behörden akzeptiert und respektiert wird: Dann und wann werden Kirchenasyle von der Polizei geräumt. Der letzte Fall, der für öffentliche Aufmerksamkeit gesorgt hat, war die Räumung eines Kirchenasyls (in dem eine junge Frau mit ihren vier Kindern Schutz gefunden hatte) in Augsburg im Februar 2014[23]. Derartige staatliche Eingriffe sorgen immer für Aufruhr, für Bewegung. Zum einen kommt dann die Kirche als – machtvolle – Institution ins Spiel: Dann äußern sich Bischöfinnen und Bischöfe und andere Menschen, die in verantwortungsvollen Positionen der Kirche beschäftigt sind, veröffentlichen Pressemitteilungen, sind im Radio zu hören oder verhandeln hinter verschlossenen Türen mit den zuständigen Politiker_innen darüber, wie solche gewaltsamen Maßnahmen in Zukunft vermieden werden können. Zum anderen werden dann Menschen vor Ort mobilisiert: In der konkreten Situation, in der die Polizei versucht, in eine Kirche einzudringen, sind es Gemeindemitglieder, Pastorinnen und Pastoren, Nachbarinnen und Nachbarn, die sich schützend vor die Kirchentüre stellen.

Aktuell, im Sommer 2014, gibt es in Deutschland mehr Kirchenasyle denn je und somit auch mehr Kirchengemeinden denn je, die bereit sind, Zuflucht zu gewähren und Zuflucht zu sein. Sie tun dies mit der Rückendeckung der Kirchen, zu denen sie gehören. Und doch wird im Falle des Falls – um bei dem Beispiel zu bleiben: wenn die Polizei vorgefahren kommt und in die Kirche eindringen möchte – jede Gemeinde und damit auch jeder und jede Einzelne sich fragen müssen: Sind wir bereit, „nicht nur die Opfer unter dem Rad zu verbinden, sondern dem Rad selbst in die Speichen zu fallen", wie es Dietrich Bonhoeffer vor gar nicht so langer Zeit formulierte?[24]

Eine Kirchenasyl-Praxis, die ihre widerständigen Potentiale begreift, ist und

21 Vgl. Matthäus 8,11.

22 Offenbarung 21,22.

23 Vgl. Ökumenische BAG Asyl in der Kirche e.V. (2014): Überblick über Medienbeiträge zur Kirchenasylräumung in Augsburg. http://www.kirchenasyl.de/?portfolio=1991-2, 14.03.2014.

24 Dietrich Bonhoeffer: Werke. (DBW), hg. von Eberhard Bethge et al. (1986–1999): Band 12, Gütersloh: Christian Kaiser Verlag, S. 353.

wäre vielleicht vor allem eines: visionär. Und dadurch wohl auch radikal – auf eine stille Art. Vielleicht ist das Radikalste, was Menschen tun können – und erst recht was Kirche, mit allen Traditionen und aller Geschichte, die sie im Gepäck hat, zu tun im Stande ist – über das aktuell Bestehende hinaus zu sehen. Einen Gegenentwurf zu denken und mit kleinen, aber sichtbaren Schritten zu leben, einen Gegenentwurf von Gesellschaft, von Zusammenleben, von einem „Zuhause für alle", der das bestehende System radikal in Frage stellt, herausfordert und auf den Kopf stellt. Einen Gegenentwurf zu einem System, das Flucht produziert und Menschen in den Tod schickt und das uns glauben machen will, dass es Sicherheiten im Leben gäbe, die wir uns durch Abschottung und militärisch abgesicherte Grenzen aufbauen könnten.

Die Kirchenasyl-Bewegung schaut in Deutschland auf eine 30-jährige Geschichte zurück. In diesen Jahren haben viele Menschen an vielen Orten „Kirchenasyl gelernt", erprobt und etabliert und immer wieder im Handeln, im Prozess weiter entwickelt und verändert. Und so braucht die Praxis des Kirchenasyls immer wieder neue Visionen; und Menschen, die größer und weiter denken, größer und weiter träumen und die doch in der Gegenwart damit beginnen, diesen Traum auch tatsächlich zu leben. Und das geht. Weil wir Menschen sind: „Die Zuflucht ist ein menschliches Wesen. Die Zuflucht ist ein Traum. Und deshalb seid ihr hier, und deshalb bin ich hier. Wir sind unseretwegen hier, einer wegen des anderen." (Elie Wiesel) [25]

25 Wiesel (1993), S. 21.

Jenseits des Widerstands:

Kirchenasyl als Erkenntnisort

Von Michael Westrich

Einleitung

Unscheinbar, denke ich, und betrete das Kirchengelände von San Pedro, durchquere einen Innenhof und schlängele mich durch einen fensterlosen Gang bis zum Arbeitsraum des Pfarrers. Klopfen, warten, er öffnet. „Was kann ich für Dich tun, mein Sohn?“ Vor mir steht ein sympathischer Mann um die 70, gekleidet in Carohemd und Jeans, sein krauses, graues Haar scheint direkt in den ebenso grauen Vollbart überzugehen. Ich erkläre mich: aus Berlin kommend, Doktorand, und ich interessiere mich für die Grenzregion Südspaniens als Kontaktzone, in der die Auseinandersetzungen zwischen den Politiken des Grenzregimes und der postkolonialen Migration besonders deutlich sichtbar werden. Welche Bündnisse entstehen – für oder gegen Migrant_innen? Andrés nickt und setzt sich, zu diesem Thema kann er viel erzählen. Wir sind in Algeciras, einer Industrie- und Hafenstadt an einem der südlichsten Punkte Spaniens, 20 km unterhalb Gibraltars, einem der sogenannten „hot spots“ der Migration aus Afrika. Hier sind die ersten Bilder jener Flüchtlingsboote entstanden, die seit den späten 1990ern Jahren immer wieder in den Zeugenstand gehoben werden, um den Ausbau der Grenzkontrollen als Antwort anzubieten: egal, ob die kleinen, seeuntauglichen und menschenüberfüllten Schiffe bei den Bürger_innen Angst um das Eigene oder die Forderung nach mehr Flüchtlingsschutz hervorrufen. Padre Andrés’ Antwort darauf ist eine andere. Als die ersten Boote an den Küsten um Gibraltar strandeten, räumt er das Hinterhaus seiner Kirche aus und eröffnete ein „Haus der Hoffnung“, dessen Türen jedem und jeder offenstehen, das aber besonders den von Abschiebung bedrohten Geflüchteten Schutz bietet. Die christliche Option für die Armen, die „Unterbrechung“[26] entmenschlichender Asylpolitiken und die Solidarität ähnlich Denkender gehören hier zusammen. Ich bleibe 8 Monate und lerne, dass daraus eine Perspektive erwächst: die Perspektive einer vorübergehenden Gemeinschaft, die den herrschenden Ideen über Migration und Illegalität eigene Deutungen entgegensetzt.

Alltag in der Kirche

21 Uhr, Abendessen. Mir gegenüber sitzt ein junger Mann aus Kamerun, Yuven, um uns herum etwa 20 andere, die

26 Vgl. Wilhelm, Dorothee (1995): „Kirchenasyl bedeutet Unterbrechung“. In: Neue Wege 89 (12), S. 342-345.

meisten aus verschiedenen Ländern Afrikas, zwischen ihnen aber auch einige Spanier, die keine Arbeit finden können und deshalb bei Andrés ihre Mahlzeiten einnehmen. Seit ich begonnen habe, hier auszuhelfen, essen wir oft zusammen, erzählen uns von zu Hause oder diskutieren über „das Abenteuer", wie Yuven seine Reise unter schwierigsten Umständen nennt. Wir teilen ein Stück Alltag, der alles andere als gewöhnlich ist, manchmal liegt mir das Verlangen nach einem Happen Privatsphäre auf der Zunge, doch es gibt hier keinen Rückzugsraum, keine Pause, keine Intimität. Yuven stört das nicht, in 8 Monaten auf der Flucht und 60 Tagen in einer Gemeinschaftszelle des Abschiebegefängnisses in Algeciras hat er solche Ansprüche abgelegt. „Also, ich lebe gut hier", mischt sich ein Tischnachbar ein, „ich bekomme warmes Essen, kann duschen und habe ein Bett". Eines unter vielen. Hinter dem geräumigen Wohn- und Esszimmer liegt ein Schlafraum, in dem sich Hochbetten stapeln, die meistens vollständig belegt sind. Anstelle von Glas flattert eine Plastiktüte in einem der beiden kleinen Gitterfenster, ein Koffer direkt daneben dient als Schrank. Mit Gepäck bin nur ich angereist, alle anderen tragen bei sich, was sie besitzen. Die Kirchentore werden um 23 Uhr abgeschlossen, um Mitternacht kehrt meist Ruhe ein. Doch Flucht kennt keinen Biorhythmus, und wenn Andrés erreichbar ist, kommen auch spät nachts noch neue Gäste – nicht als „boat people" oder „Wirtschaftsmigrant_innen", sondern als Menschen.

Eine kleine Geschichte eines Kirchenasyls

Andrés eröffnete sein Kirchenasyl aus dem Glauben an Nächstenliebe. „Den entfernten Anderen zu helfen ist ein christliches Gebot", sagt er. Gemeinsam mit einer Gruppe von Unterstützer_innen fuhr er in den Hochzeiten der sogenannten „boat people" die Küsten ab und brachte Migrant_innen, die er auffand, zu sich. In Sicherheit. Diese Praxis blieb nicht lange geheim, und während manche Polizisten in ihm einen Aktivisten und Querulanten sahen, informierten ihn andere anonym über ankommende Flüchtlingsboote. Doch die Auseinandersetzung mit der Polizei blieb nicht aus. Als eines Tages Einsatzfahrzeuge vorfuhren, stellte Andrés sich der geplanten Razzia in den Weg – das hier sei ein Haus Gottes, dessen Türen jedem und jeder offenstünden, unabhängig vom politischen Status. Die Polizei zögerte – und rückte ab. Zu groß war das Ansehen der Kirche im katholischen Spanien. Eine eigenartige Kontinuität für Andrés, denn eine ähnliche Situation hatte er erlebt, ehe die Demokratie Algeciras erreicht hatte. In den letzten Jahren unter Franco, zur Zeit des „nationalen Katholizismus", in dem Kirche und Unrechtsregime gemeinsame Sache machten, diente das Hinterhaus seiner Kirche als Treffpunkt einer Widerstandsgruppe. Als die Polizei dessen gewahr wurde,

verhaftete sie ihn und brachte ihn ins Gefängnis – jenes Gebäude, das heute als Internierungslager (CIE) für Migrant_innen dient. Mit Andrés, seinem Hinterhaus und dem CIE berühren sich auf eigentümliche Weise die Geschichte der Migration und die Geschichte des politischen Widerstands gegen Totalitarismus in Algeciras. Unsichtbar verteilt über die Geschichten der Stadt ziehen sich Fußstapfen, in die die Kämpfe der Migration treten, ohne ihre schlichte Verlängerung zu sein. Der Pfarrer erzählt, wie er das Ende der Ära Franco als Sieg der Demokratie erlebte, als Beginn einer gerechteren Welt. Bis schließlich die Grenzmaschen gen Süden enger gestrickt wurden, so eng, dass immer mehr Menschen in ihnen den Tod fanden.

Wie die europäische Grenze nach Algeciras kam

Die europäische Grenze und die sogenannten Bootsflüchtlinge kamen Hand in Hand nach Algeciras. Die Grundlage dafür legten der EG-Beitritt Spaniens 1986, das Schengener Abkommen über den Wegfall von Binnengrenzkontrollen und die 1991 folgende Visumspflicht für Reisende aus dem Maghreb. Mittlerweile machen eine Vielzahl politischer Abkommen mit Transit- und Herkunftsländern von Migrant_innen, EU-Programme zur Grenzsicherung, eigens gegründete Institutionen wie die Grenzschutzagentur FRONTEX und neue Überwachungstechnologien (Drohnen, Satelliten, Wärmebildkameras, Datenbanken etc.) die Grenze zu einem Regime, das Mobilitäten bereits weit vor den Toren Europas erfasst, hierarchisiert und zu verhindern versucht[27]. Die so entstehenden Bilder skandalisieren Migration, sie zeigen Migrant_innen als Opfer ungerechter Verhältnisse oder Schleuserbanden, als potentiell Kriminelle, als diffus bedrohliche Welle von Armuts- und Wirtschaftsflüchtlingen, die Europas Sozialsysteme bedrohen. Sie legitimieren ihre Kontrolle als humanitäre Maßnahme, die notwendig ist, um Menschenleben zu retten und Sicherheit zu schaffen. Und sie kreieren damit eine Figur ohne Rechte, die als „illegaler Migrant" durch den öffentlichen Diskurs geistert. Als die europäische Grenze und ihr neues, entrechtetes Subjekt der Grenze gemeinsam nach Algeciras kamen, intervenierte Padre Andrés, indem er Menschen aufnahm – und nicht „illegale Migranten". Er führt fort, was er unter Franco begonnen hat, mit Johann Baptist Metz könnte man sagen: Er denkt Religion im Widerspruch gegen jene, die angesichts von Unrecht weiterleben

27 Vgl. die Arbeit von kritnet – Netzwerk für Kritische Migrations- und Grenzregimeforschung (z.B. Hess, Sabine & Bernd Kasparek (Hg.) (2010): Grenzregime. Diskurse, Praktiken, Institutionen in Europa. Berlin/ Hamburg: Assoziation A) und Walters, William (2004): „Secure borders, safe haven, domopolitics". In: Citizenship Studies 8 (3), S. 237-260.

wie zuvor. Ob unter Franco oder heute. Wenn für Metz Religion Unterbrechung bedeutet, bedeutet sie deshalb für Andrés, in den Worten Dorothee Wilhelms gesagt, die Unterbrechung staatlicher Abschiebepolitik [28].

Jenseits des Widerstands

Juan und Kwame bauen ein Moskitonetz mit Holzrahmen für das Schlafzimmerfenster des Hinterhauses, oder besser: Sie versuchen es. Juan – lange, graue Haare, oben ohne – ist hier aufgewachsen, seit über 50 Jahren wohnt er eine Querstraße von der Kirche entfernt. Seit er keine Arbeit findet, kommt er täglich zum Essen. Kwame ist gerade mal 20 und seinen Vorstellungen von Arbeit und Lohn vom Senegal nach Europa hinterher gereist. Den Holzrahmen hat Juan abgemessen und mit jeder Menge Draht zusammengebunden, das Netz ist deutlich zu klein. Das sei afrikanische Arbeit, nicht europäische, kommentiert Kwame und blickt ungläubig drein, was Juan mit dem Argument kontert, dass Spanien Afrika näher sei als Europa. Er spielt auf die Wirtschaftskrise an, die das Land in eine erhöhte Abhängigkeit von der EU treibt und das Gefühl von Europäer_innen zweiter Klasse nährt. Bürger_innen der PIIGS-Staaten, wie die Medien aufwiegelnd und unverhohlen abwertend formulieren, gemeinsam mit den Ländern Portugal, Italien, Irland, Griechenland. Algeciras ist von der Krise besonders betroffen, hier sind die Arbeitslosenquoten traditionell unter den höchsten des Landes, beinahe die Hälfte aller jungen Leute hat kein festes Einkommen mehr. Doch noch stärker trifft es Migrant_innen ohne klaren Aufenthaltsstatus, sind sie doch doppelt benachteiligt: gegenüber EU- und gegenüber spanischen Bürger_innen. Wenn Juan über die Nähe Spaniens zu Afrika scherzt, mobilisiert er alte Geschichten und Mythen, die das Mittelmeer als Brücke zwischen den Kontinenten und Spanien als Brückenkopf begreifen, die Gemeinsamkeiten herstellen jenseits der EU-Außengrenzen. Ihre verschieden prekäre Lage führt Juan und Kwame zusammen, sie ist ausschlaggebend dafür, dass sie Zuflucht in der Kirche suchen, dass sie Gemeinsamkeiten entdecken und die Verschiedenheit von Gemeinsamkeit[29]. Sie – und ich mit ihnen – lernen entlang sozialer Auseinandersetzung, indem wir ent-lernen. Der Horizont, den die unerwarteten Begegnungen aufspannen, geht über meine eingeübten Blicke auf Migration und Illegalität, aber auch auf die Hilfe, die wir im Haus von Andrés leisten können und wollen, hinaus. Sie

28 Wilhelm (1995).

29 Römhild, Regina & Michael Westrich (2013): „Kosmopolitismus an der Grenze: Der Mittelmeerraum als Laboratorium für transversalen Gemeinsinn“. In: Audehm, Kathrin & Iris Clemens (Hg.): Gemeinsinn, Zeitschrift für Kulturwissenschaften, Heft 2/2013, Bielefeld: Transcript Verlag, S. 85-98.

zeigen mir ihre und meine eigenen Grenzen auf und ziehen neue. In diesem Sinne ist Kirchenasyl nicht nur ein Ort der Hilfe, sondern auch ein Ort, an dem gemeinsames Wissen jenseits der gängigen Formate entsteht – ein „epistemischer", ein „Erkenntnisort"[30], der im Widerspruch denkt. Der im Dialog Grenzen umbaut. Und damit die Grundlage ist für eine neue Solidarität über Grenzen hinweg.

30 Welz, Gisela (2011): „Epistemische Orte: Gemeinde und Region als Forschungsformate. Zur Einführung". In: Welz, Gisela & Antonia Davidovic-Walther & Anke S. Weber (Hg.): Epistemische Orte. Gemeinde und Region als Forschungsformate, Frankfurt a.M.: Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie, Johann-Wolfgang Goethe Universität Frankfurt a.M., S. 9-20.

Kirchenasyl:

Neue Fragen, neue Antworten?

Von Bernd Mesovic

Über lange Zeit hinweg schien das Kirchenasyl an Bedeutung einzubüßen. In den Jahren nach der Verschärfung des Asylrechts 1993 war es zunächst die letzte Hoffnung für viele Opfer dieser Asylpolitik, was einherging mit der Schaffung gemeinschaftlicher Unterstützungsstrukturen, wie der Gründung der Ökumenischen Bundesarbeitsgemeinschaft Asyl in der Kirche vor 20 Jahren. Zeitweilig haben dann gegenläufige Bewegungen die Zahl der Kirchenasyle wieder zurückgehen lassen. Zu nennen sind die in über 10-jähriger Auseinandersetzung erkämpften Bleiberechtsregelungen – um deren Verstetigung in Form einer nicht an Stichtage gebundenen Dauerregelung im Ausländerrecht weiter gestritten werden muss. Zu nennen sind auch die in den Ländern eingerichteten Härtefallkommissionen, die – je nach den in den einzelnen Ländern geltenden Verfahrensregelungen und der Zusammensetzung dieser Gremien – einen Teil der drastischsten Fälle lösen konnten, von denen einige entweder zuvor im Kirchenasyl waren oder aber Fälle des Kirchenasyls hätten werden können. Ein weiterer Faktor: Die Zahl der Asylneuantragsteller ging über viele Jahre hinweg kontinuierlich zurück, auch weil die europäische Grenzabschottungspolitik Deutschland in seiner komfortablen Mittellage tendenziell unzugänglicher machte. Seit 2007 jedoch steigen die Zahlen wieder an. Wir erle-

ben im Nahen Osten die größte Flüchtlingskrise seit vielen Jahrzehnten. Krieg und Unsicherheit in Syrien und im Irak haben Millionen in die Flucht, überwiegend in die Nachbarstaaten, getrieben. Große Teile des Nahen Ostens sind ebenso instabil wie die Lage in Afghanistan. Ein steter Exodus findet statt aus mehreren Staaten am Horn von Afrika. Mit Besserung und damit der Möglichkeit einer Rückkehr ist in kaum einer dieser Regionen zu rechnen.

Die Zahl schutzsuchender Menschen steigt. Parallel zur Militarisierung der EU-Außengrenzen, zur illegalen Zurückschiebung von Flüchtlingen insbesondere auf dem Meer, gehen die Flüchtenden immer riskantere Wege auf der Suche nach einem Staat, der ihnen dauerhaften Schutz und eine halbwegs menschenwürdige Existenz gewährt. Zusätzlich zu den traumatisierenden Erfahrungen, die die aus akuten Notsituationen flüchtenden Menschen in ihrem Herkunftsland gemacht haben, erleben Millionen die extrem schwierige Lage in den provisorischen Unterkünften der Erstaufnahmestaaten.

Wer sich dem perspektivlosen Dahinvegetieren durch Weiterflucht zu entziehen versucht, erlebt oft eine Art zweite Traumatisierung, wenn er oder sie Schiffsuntergänge von Flüchtlingsbooten mit knapper Not überlebt hat, dabei möglicherweise Familienangehörige verlor oder auf Hoher See Opfer von Misshandlungen und illegalen Zurückschiebungen (Push Backs) wurde. Und was vielen Flüchtlingen widerfährt, wenn sie diese Gefahren überstanden und EU-Territorium erreicht haben, ist gerade das, was Schutzsuchende nicht erleben sollten: In vielen Staaten ist ihre erste Erfahrung Inhaftierung, menschenrechtswidrige Behandlung und Unterversorgung in mehr oder minder geschlossenen Lagern sowie die inadäquate Behandlung ihrer Asylanträge in defizitären und zum Teil kaum existierenden Asylsystemen. Nicht ein gemeinsames europäisches Asylsystem, von dem programmatisch die Rede ist, empfängt sie. Kein Raum der Freiheit und der Sicherheit tut sich für sie auf, sondern eine europäische Asyllotterie mit höchst unterschiedlichen Chancen, Wartezeiten und Lebensbedingungen.

Die Asylzuständigkeitsregelung der Dublin-III-Verordnung weist in der Regel dem Land, das Flüchtlinge und Schutzsuchende als erstes erreichen, die Zuständigkeit für die Durchführung des Asylverfahrens zu, ohne Rücksicht auf Bindungen, Sprachkenntnisse, Voraufenthalte in bestimmten Ländern oder gar nachvollziehbare Wünsche, in dem EU-Staat mit anständigen Unterkunftsbedingungen und größeren Anerkennungschancen das Asylverfahren zu durchlaufen. Wer bis dahin noch nicht verzweifelt ist, der resigniert jetzt oder versucht, dem administrativen Käfig des Zuständigkeitssystems durch die Weiterflucht zu entkommen. In Europa vollzieht sich in den letzten Jahren eine Binnenwanderung der Verzweifelten

und wer mit den Betroffenen spricht, weiß, wie dringend und ernsthaft ihre Gründe sind und dass es keineswegs darum geht, um höherer Sozialleistungen willen das für sie zuständige Land zu verlassen, wie dies Politikerinnen und Politiker häufig behaupten.

Auch in diesem Fall sind Flüchtlinge Botschafter. Ihr Auftauchen kündet vom Versagen Europas, das seine Gemeinsamkeiten meist nur im Bereich der Abschiebepolitik und restriktiver Aufnahmebedingungen sucht und sich nicht als ein großer Schutzraum für Flüchtlinge versteht. So hoch die Ankunftszahlen allein der Bootsflüchtlinge an den südeuropäischen Küsten aktuell sein mögen – bezogen auf das „gemeinsame europäische Haus“ mit 500 Millionen Einwohnern wäre eine andere Flüchtlingspolitik ohne Überforderung der Staaten an der Außengrenze machbar.

Mit den neuen Verhältnissen einher geht eine Veränderung der Aufgaben, die Kirchengemeinden sozusagen vor die Tür gelegt werden, neue Begegnungen mit Flüchtlingen, die hilfesuchend anklopfen und insgesamt ein Bedeutungswandel des Kirchenasyls. Das „klassische“ Kirchenasyl der 90er Jahre griff überwiegend das Versagen der innerdeutschen Strukturen der Asylentscheidungen und die daraus resultierenden Härtefälle auf. Die Atempause des Kirchenasyls wurde genutzt, um nach Lösungsalternativen zu suchen, in Form des Versuches, Folge- oder Wiederaufgreifensanträge zu ermöglichen, Petitionen zu stellen, Härtefallanträge oder Anträge auf humanitäre Bleiberechte einzureichen. Kirchenasyle suchten im Rahmen nationaler rechtlicher Vorgaben nach Lösungen und waren überwiegend erfolgreich. Sie waren auch zunehmend politisch akzeptiert und haben die Durchsetzung gesetzlicher Bleiberechtsregelungen mit angestoßen und flankiert. In vielen Fällen war für die aufnehmenden Kirchengemeinden überschaubar, worauf sie sich einließen. Wenn auch manchmal die Entscheidung für die Gewährung des Kirchenasyls dieser Klarheit voranging. Polizeiliche Räumungen von Kirchenasylen sowie Strafverfahren blieben seltene Ausnahmen. Aushandlungsprozesse waren weithin möglich.

Dieses „klassische“ Kirchenasyl wird es auch weiterhin geben. Nach wie vor gibt es abseits der großen europäischen Strukturprobleme des Asyl- und Aufnahmesystems hierzulande asylrechtliche Fehlentscheidungen oder ausländerbehördliches Handeln, das mit dem Aufschub durch ein Kirchenasyl – oft sogar im Interesse aller Seiten – geheilt werden kann. Die Darstellbarkeit des Einzelschicksals, die Schilderung der individuellen Betroffenheit der ins Kirchenasyl genommenen Menschen war immer auch wichtig, um die Ernsthaftigkeit des Bemühens um eine Lösung im Sinne der Einzelfallgerechtigkeit darzustellen. Oftmals schützte positive Medienberichterstattung über den Einzelfall das Kirchenasyl sogar mehr

als die Achtung der Behörden vor dem sakralen Raum. Was aber, wenn die Botschaft der um Aufnahme bittenden überwiegend eine andere geworden ist, wenn es nicht mehr um den Schutz vor Abschiebung in eine für die oder den Einzelnen lebensgefährliche Situation geht, sondern um die Weiterflucht aus elenden innereuropäischen Verhältnissen?

Seit einigen Jahren hat sich die Situation verändert. Viele Kirchengemeinden gerade in Großstädten sehen sich mit einer Vielzahl von Flüchtlingen konfrontiert, die in vergleichbarer Lage anklopfen. Die Aufnahme von 80 Personen durch die St.Pauli-Kirche in Hamburg, Teil der weit größeren „Lampedusa in Hamburg"-Gruppe, die – überwiegend von Libyen über Italien kommend – ein Obdach und ein Bleiberecht suchten, ist ein Beispiel. Die Kirche wurde zur „Embassy of Hope", so ein Transparent. Ein großer Anspruch und eine Verpflichtung, wachsen doch die Lösungsmöglichkeiten keineswegs im gleichen Maße, wie die großen beeindruckenden Solidaritätsaktionen einerseits und die dürftigen Verhandlungsergebnisse – etwa in Hamburg oder auch in Berlin – andererseits zeigen.

Es sind überall Flüchtlinge in höchst unterschiedlicher ausländerrechtlicher Situation, die sich hier als Gruppe Gehör zu verschaffen versuchen. Unter ihnen sind Menschen, die in einem anderen

EU-Staat einen Asylantrag gestellt haben, über den noch nicht entschieden ist, Flüchtlinge, die den Flüchtlingsstatus oder den sogenannten subsidiären Schutz erhalten haben, von denen wiederum manche die Voraussetzungen für die Daueraufenthaltserlaubnis-EU erfüllen, die meisten allerdings nicht. Es gibt Menschen, die in Deutschland zum Teil seit Jahren auf die erste Entscheidung des Bundesamtes in ihrem Asylverfahren warten. Es gibt solche, bei denen die Überstellung in das nach der Dublin-Verordnung zuständige Land unmittelbar droht. Es gibt Leute, die unter unsäglichen Verhältnissen in Ungarn gelebt haben, solche, die mit einem humanitären Status jahrelang z.B. in Italien obdachlos gewesen sind und auf die gelegentliche Versorgung durch die Suppenküchen der Kirchen angewiesen waren. Es gibt Menschen, die jahrelang dort gearbeitet haben, bis die Wirtschaftskrise sie ins soziale Nichts und die Obdachlosigkeit zurückbeförderte. Es gibt sehr viele Flüchtlinge, die wahre Odysseen durch sechs, sieben oder acht Staaten hinter sich haben und bei denen es sich jedem vernünftig und menschlich denkenden Menschen aufdrängt, dass dieser Zustand beendet werden muss, damit sie endlich zur Ruhe kommen.

Können die Kirchen, die ja die Botschaft spiritueller Hoffnung verbreiten, die weltliche „Embassy of Hope“ sein? Die Flüchtlinge präsentieren sich ja nicht mehr als extraordinärer Einzelfall. Sie sind die Botschafter des systemischen Versagens des europäischen Asylsystems und insbesondere der Dublin-III-Verordnung. Die zentrale Hoffnung besteht also in der Veränderung dieser Verordnung, die – blind für die konkreten Verhältnisse – Flüchtlinge durch EU-Staaten hin- und her verschiebt, sie nochmals zum Objekt machend – das ist das letzte, was Flüchtlinge brauchen. Viele Kirchen haben sich nach der Maxime „Wer anklopft, dem wird aufgetan“ dem Anliegen, Obdachlosigkeit entgegen zu wirken und vorläufigen Schutz zu bieten, nicht verschlossen. Es war der Beginn eines langwierigen Prozesses, der die Zweckbestimmung des klassischen Kirchenasyls in Frage stellt und möglicherweise erweitert. Die Gemeinden machen ganz neue Erfahrungen. In Frankfurt am Main etwa strandete im Herbst 2013 eine aus Italien kommende Gruppe von Flüchtlingen. Nach wochenlangem Campieren unter einer Mainbrücke knüpften sie Kontakt zu Kirchengemeinden und fanden schließlich eine, die einfach handelte und Unterkunft in einer leerstehenden Kirche im Frankfurter Gutleutviertel bot. Nicht nur fanden sich viele ehrenamtliche Helfer und Helferinnen, die sich in einem Unterstützerkreis organisierten. Sogar der Frankfurter Oberbürgermeister machte sich ein Bild der Lage, begrüßte die Flüchtlinge und machte sich zumindest für die Freizügigkeit derer stark, die nach einer anerkennenden Entscheidung – hier in Italien – in Deutschland

arbeiten wollen. Doch leider ist die Erfüllung dieser wichtigen Teilforderung, Freizügigkeit der Anerkannten und der subsidiär Geschützten, nicht in Sicht. Sie liegt auch nicht in der Kompetenz der Stadt.

Die kirchlichen Strukturen mussten sich damit befassen, wie die ausländerrechtliche Ausgangsposition der einzelnen Untergebrachten war, weil dies zentral für die Suche nach einzelfallbezogenen Lösungen ist. Andererseits war relativ schnell klar, dass sich diese einzelfallbezogenen Lösungen für viele der Betroffenen nicht würden finden lassen. Unauflösbare Widersprüche, in denen die Evangelische Kirche jedoch die Linie, das humanitäre Minimum zu gewährleisten, beibehielt. Es entstand eine Art Obdachlosenunterbringung besonderer Art, die auch nach Ablauf des Winters, dem eigentlich vorgesehenen Ende der Unterbringung, in anderer Form weiter geführt wurde.

Die Diskussion darüber, ob es den Begriff und die Institution des Kirchenasyls eher belastet, wenn kollektivere Schutzformen darunter gefasst werden oder gar Notunterbringungen mit ungewissem Ausgang, muss primär in den Kirchen selbst geführt werden. Was die Besonderheit einer sich als Schutzraum verstehenden Kirche ausmacht, werden die Kirchen immer wieder vor dem Hintergrund sich verändernder Situationen neu bestimmen müssen. Es wird dabei sicher auch darauf ankommen, wie sie, die sich ja durchaus immer wieder kritisch zu den Mängeln des europäischen Asylsystems geäußert haben, mit der Tatsache umgehen können, dass die konkret Betroffenen vor der Tür stehen. Aber es sind ja nicht nur die Kirchen und Kirchengemeinden, die mit den neuen Herausforderungen konfrontiert sind, es ist die ganze Flüchtlingssolidaritätsbewegung, die sich damit befassen muss, was man z.B. der Tatsache entgegensetzen kann, dass selbst der gewährte Flüchtlingsschutz oft ins Elend führt. Immerhin: Kirchengemeinden, Flüchtlingscommunities und Unterstützerinitiativen machen miteinander neue Erfahrungen. Dass Flüchtlinge ihre Anliegen selbst zu Gehör bringen, ist eine verstärkte Entwicklung der letzten Jahre, die manchmal schwierig, oft aber auch ermutigend ist. Dass Sprecher und Fürsprecher gelegentlich miteinander streiten – auch das gehört zu den Erfahrungen, die gemacht werden müssen. Ebenso Erfahrungen mit Unterstützerstrukturen, die nicht unbedingt kirchennah sind, um nicht zu sagen: Vermutlich haben einige der Aktivistinnen und Aktivisten Kirchen vorher – wenn überhaupt – nur der kunstgeschichtlichen Betrachtung halber besucht.

In Frankfurt z.B. gibt es eine enge Zusammenarbeit mit der Gruppe „No Border Frankfurt“ und der Flüchtlingsinitiative „Refugees for Change“. Gemeinsam appellierten Geistliche und Flüchtlingsinitiativen in einem Offenen Brief, mehr Schutzräume zu schaffen. Gemeinsam wählten sie die Überschrift „Der Toten

zu gedenken, sollte bedeuten, die Überlebenden zu schützen". Pfarrerin Sabine Fröhlich sieht das Ganze nicht nur als kirchlichen Auftrag und Notwendigkeit. Man erlebe das Zusammenleben in der Gemeinde mit den Geflüchteten auch als Bereicherung. „Gemeinsam mit kirchendistanzierten Menschen die Herausforderung eines Kirchenasyls zu meistern, bringt eine neue Dynamik in die Gemeinde." Kirchenasyl sei eine praktikable Option. Es gehört schon eine Portion glaubensfeste Fröhlichkeit dazu, nicht zuerst die Frage zu stellen „Wo soll das alles enden?", sondern anzufangen und andere zu ermutigen, die Bewegung zu verbreiten. Und anderswo hat es ja auch längst angefangen. Im Juli waren nach Angaben der Ökumenischen Bundesarbeitsgemeinschaft Asyl in der Kirche von 124 Kirchenasylen 105 solche, in denen es um die Opfer der Dublin-Verordnung ging, also um Flüchtlinge, die über einen anderen EU-Staat eingereist waren. Auch außerhalb des Rhein-Main-Gebietes tun sich Kirchentüren auf.

Neue Unterstützerstrukturen, Flüchtlinge, die ihre Forderungen selbst artikulieren, mehr Kirchenasyle, was gibt es noch? Das Vorbild der Kirchen wirkt auch auf andere Weise: In Pinneberg bei Hamburg bietet die jüdische Gemeinde einem muslimischen Flüchtling Asyl, während sich zur selben Zeit Muslime und Juden in Gaza blutig bekriegen. Man bezieht sich auf Texte, die auch der christlichen Kirchenasylbewegung nicht fremd sind: „Und den Fremdling sollst Du nicht bedrücken; ihr selbst wisset ja, wie es dem Fremdling zumute ist, denn Fremdlinge seid ihr im Lande Ägypten gewesen." (Zweites Buch Mose, Kapitel 23, Vers 9). Der untergebrachte Sudanese ist einer von vielen mit einer langen und schlimmen Fluchtgeschichte: Über Ägypten nach Griechenland, über Albanien, Montenegro und Serbien nach Ungarn. Er ist auch nicht der Einzige, der berichtet, in Ungarn misshandelt worden zu sein.

Christen, Juden – nein, auch die Muslime fehlen nicht. Die Mitglieder einer Moschee-Gemeinde in Glinde in Schleswig-Holstein nahmen bereits im Frühjahr 2013 12 „Lampedusa-Flüchtlinge" für mehrere Monate auf. Ist das nun Moschee-Asyl? Gibt es das überhaupt? Auch hier wurden die Fragen zunächst durch konkrete Unterstützungspraxis beantwortet. Und auch die Muslime in Glinde erlebten dasselbe wie die Kirchengemeinden andernorts: Notversorgung aus Mitteln der Gemeinde, bislang unbekannte Erfahrungen mit den Flüchtlingen und viel Unterstützung von außen.

Doch die konkreten Utopien vor Ort brauchen Unterstützung „von oben". Für die Kirchenleitungen tun sich sozusagen Systemfragen neuer Art auf: Welche Loyalitäten gebühren einem in europarechtliche Verpflichtungen eingebundenen Staat, der nicht willens oder in der Lage ist, Asylsuchende und Flüchtlinge vor dem systemischen Ver-

sagen der erbärmlichen EU-Flüchtlingspolitik zu schützen? Auch hier möchte Kirche ihr Handeln im Prinzip nicht an die Stelle des Staates setzen, sondern Lösungen erreichen und auf die konkreten Probleme aufmerksam machen. Was aber, wenn die staatliche Seite angesichts steigender Asylneuantragstellungszahlen in Deutschland versucht, zumindest das Dublin-System mit Härte durchzusetzen?

Ein Konflikt zwischen Kirche und Staat ist längst im Gange. Der Ton wird schnell schärfer. In Bayern, wo es derzeit mehr als 70 Kirchenasyle gibt, stellt der Innenminister Joachim Herrmann die Kirchengemeinden in die Nähe des Extremismus: „Jeder, der ein solches Kirchenasyl ausruft, muss sich selbst bewusst sein, dass sich seine Kirchengemeinde damit an den absoluten Rand unseres Rechtsstaats begibt.“[31] Noch gilt: Wenn es gelingt, die im Dublin-Verfahren geltenden Fristen im Kirchenasyl zu überstehen, dann geht für einen Teil der Betroffenen die Zuständigkeit auf Deutschland über. Doch die Gegenseite formiert sich.

So viele Flüchtlinge, wie aus Deutschland allein nach Ungarn „rücküberstellt“ werden sollten, können Kirchengemeinden auch gar nicht aufnehmen. Durch Gesetzesänderungen sollen neue Haftgründe eingeführt werden. Nach einem Entwurf der Bundesregierung soll Abschiebungshaft schon dann möglich sein, wenn jemand das für ihn zuständige „Dublin-Land“ während des laufenden Asylverfahrens verlassen hat. Das wäre dann eine Möglichkeit, Tausende frühzeitig in Abschiebungshaft zu nehmen. Die Kirchentüren würden sie nicht erreichen. Viele weitere Restriktionen sind in Planung, darunter verschärfte Einreise- und Aufenthaltsverbote. Es muss auch nicht bei der bislang überwiegend toleranten Linie bleiben, in sakrale Räume nicht einzudringen.
Grund genug für die Kirchenoberen, sich frühzeitig und hörbar zu positionieren. Die Nöte der Flüchtlinge und die faktische Veränderung der Unterkunftsgewährung durch Kirchengemeinden machen dies nötig.

31 Zitiert nach dem Beitrag „Der Funkstreifzug. Asylpolitik: Kirche gegen Staat“ (Kristina Sauerer, 27.07.2014) im Bayrischen Rundfunk: http://www.br.de/radio/b5-aktuell/sendungen/der-funkstreifzug/der-funkstreifzug-270714-kirchenasyl-100.html.

Unser herzlicher Dank gilt allen Autorinnen und Autoren, die ihre Geschichten und Gedanken für dieses Buch in Worte gefasst haben.

Weitere Informationen über Kirchenasyl sowie Kontakte zu lokalen Netzwerken sind auf der Homepage der Ökumenischen Bundesarbeitsgemeinschaft Asyl in der Kirche e.V. zu finden:

www.kirchenasyl.de

Ökumenische Bundesarbeitsgemeinschaft
Asyl in der Kirche e.V.

Heilig-Kreuz-Kirche
Zossener Str. 65, 10961 Berlin

E-Mail: info@kirchenasyl.de
Telefon: +49 (0)30 25 89 88 91
Fax: +49 (0)30 69 04 10 18

www.kirchenasyl.de

Konto-Nr. 1 013 169 019
KD-Bank Duisburg
BLZ 350 601 90

BIC: GENODED1DKD
IBAN: DE68350601901013169019